

# fünf Shows und Protagonisten

- 01 JFK-SHOW. DIE REDNER & John F. Kennedy  
—
- 02 Über John F. Kennedy
- 02E About John F. Kennedy  
—
- 03E JFK — What kind of a peace do we seek?
- 03 JFK — Welche Art Frieden wollen wir?  
—
- 04 JFK — A Strategy of Peace — Gedanken zur  
Zeitlosigkeit einer visionären Rede  
—
- 05E Theodore C. Sorensen interviewed by DIE REDNER
- 05 Theodore C. Sorensen im Interview mit den REDNERN  
—
- 06 RESPONSE.UN.ABILITY —  
Deutscher Bundeswehreinsatz in Afghanistan
- 06F RESPONSE.UN.ABILITY —  
Engagement de la Bundeswehr en Afghanistan  
—
- 07 Afghanistan »Telegramm-Punkte«  
—
- 08 Heike Groos im Interview mit den REDNERN
- 08F Heike Groos interviewé par DIE REDNER  
—
- 09 Über Heike Groos  
—
- 10 RAF — Leben mit dem Terror in der BRD

---

# JFK-Show

## DIE REDNER & John F. Kennedy

»Ich spreche hier von dem echten Frieden, jenem Frieden, der das Leben auf Erden lebenswert macht, ... ein Friede für alle Menschen ... Frieden für alle Zeiten.«  
John F. Kennedy

**K**ennedys revolutionäre Rede vom 10. Juni 1963 an der American University ist eine vollständige Abkehr des jungen Präsidenten von der bisherigen US-Politik; so etwas hatte es von einem amerikanischen Präsidenten bis dahin noch nicht gegeben. Seine Worte sind revolutionär und ein unvergleichbares Plädoyer für eine friedliche Welt.

DIE REDNER haben sich von diesem legendären Vortrag inspirieren lassen und eine packende Bühnenshow entwickelt. Kennedy ist das fünfte Bandmitglied, seine Stimme allgegenwärtig. Die Art wie er formuliert, sein Timing, das Timbre seiner Stimme — all das hat DIE REDNER *direct-line* erreicht. JFK swingt, seine Stimme umfasst in dieser Rede eine ganze Oktave und immer wieder verfällt er in einen Dreivierteltakt.

Seine Rede ist der rote Faden für die Kompositionen, Bilder- und Filmwelten der REDNER. Musik der 60er Jahre wechselt sich ab mit dem Sound des 21. Jahrhunderts.

Die Zuschauer erleben Klangräume und Videoinstallationen in denen die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, den Blick für die Gegenwart schärft. Vielschichtig, phantasievoll und mitreißend präsentiert sich uns die Zeit des *Kalten Krieges* und macht Geschichte so zu einem einmaligen Erlebnis der Gegenwart.

**AUSGEZEICHNET MIT DEM MEDIENKUNST PREIS DES SAARLÄNDISCHEN RUNDFUNKS.**

**JFK-SHOW, LIVE IN BERLIN — DAS BUCH ZUR SHOW MIT FILM WURDE FÜR DEN PREIS DER DEUTSCHEN SCHALLPLATTENKRITIK NOMINIERT.**

# Über John F. Kennedy

**J**ohn F. Kennedy (1917–1963) war der 35. Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, der jüngste Präsident, den die USA jemals hatten. Sein früher Tod — Kennedy wurde am 22. November 1963 Opfer eines Attentats — machte ihn fast zum Mythos. Kennedy entstammte einer wohlhabenden Familie und fand viel Unterstützung für eine politische Karriere.

Eine im Rahmen seines Studiums in London entstandene Untersuchung zu Englands Appeasement-Politik wurde später erfolgreich veröffentlicht. Nach Besuch einer Marineoffizierschule zu Beginn des 2. Weltkrieges und verschiedenen militärischen Auszeichnungen für seine Tätigkeit als Schnellbootkommandant gewann Kennedy nach Kriegsende einen Sitz als Kongressabgeordneter und wurde später Mitglied des Senats. Nach seiner Wiederwahl als Senator, inzwischen mit der Journalistin Jacqueline Bouvier verheiratet, gewann er die Nominierung als Präsidentschaftskandidat der Demokratischen Partei.

Der knappe Wahlsieg des katholischen Demokraten über seinen konservativen Konkurrenten Richard Nixon wird oft mit Kennedys geschicktem Umgang mit den Medien erklärt; ein Fernsehduell mit Nixon konnte Kennedy klar für sich entscheiden und damit den Wahlrendenzustand entscheidend verstärken.

JFK's kurze Amtszeit (1036 Tage) war geprägt von bedeutsamen innen- und aussenpolitischen Ereignissen. Seine politischen Initiativen stellte er unter das Motto der *New Frontier*, das JFK erstmals in der Dankesrede nach seiner Aufstellung als Präsidentschaftskandidat der Demokraten verwendet hatte. Zur Politik der *New Frontier*, einer Anspielung auf die Siedlergeneration der USA, gehörten die Verabschiedung umfassender Bürgerrechts-, Sozial-, Umwelt- und Wirtschaftsgesetze sowie das Raumfahrtprogramm *Apollo*, das innerhalb eines Jahrzehnts eine bemannte Mondlandung ermöglichen sollte (und 1969 auch tat).

Aussenpolitisch reagierte Kennedy, Anhänger der sogenannten *Dominotheorie* (Kommunismus in einem Land führt zu Kommunismus in den Nachbarländern), auf den Erfolg der kubanischen Revolution 1959 mit dem Entwicklungsprogramm *Alliance for Progress* und unterstützte 1961 eine vor seinem Amtsantritt initiierte Invasion Kubas durch Exilkubaner.

Das Scheitern der Invasion schwächte Kennedys Vertrauen in die CIA und seine Generäle und führte zu einer stärkeren Einbindung seines Bruders Robert F. Kennedy sowie seines Beraters und Redenschreibers Ted Sorensen in aussenpolitische Entscheidungen. Die Sowjetunion reagierte auf weitere US-Militärmanöver mit der Stationierung russischer Mittelstreckenraketen auf der Karibikinsel.

Kennedys De-Eskalation der durch die Stationierung ausgelösten Krise gilt als sein grösster aussenpolitischer Erfolg. Sie führte zu Etablierung eines effektiven Krisenmanagements (einschliesslich eines *heissen Drahtes*, einer Direktverbindung zwischen den USA und der damaligen Sowjetunion) und bildete den Auftakt zu einer Politik der Entspannung zwischen den beiden Nuklearmächten.

In Asien führte Kennedys aktive Unterstützung einer antikommunistischen Regierung im Süden des seit 1954 geteilten Vietnam zu einer Eskalation des Konflikts; der von Kennedy schon für 1963 beabsichtigte Abzug bereits im Land aktiver *Militärberater* wurde von seinem Nachfolger Lyndon B. Johnson ausgesetzt, die USA erklärten stattdessen Vietnam 1965 offiziell den Krieg.

In Deutschland ist Kennedy vor allem wegen seiner Berlin-Rede am 15. Jahrestag der Berliner Luftbrücke in Erinnerung geblieben. Zwei Jahre nach dem Bau der Berliner Mauer besuchte Kennedy die geteilte Stadt und sicherte mit seinem Bekenntnis »*Ich bin ein Berliner!*« den West-Berlinern weiterhin Unterstützung zu.

Das Attentat auf Kennedy während einer Wahlkampfreise in Dallas, Texas, gilt als zentraler Moment der Zeitgeschichte, viele ältere Amerikanerinnen und Amerikaner können die Frage »Where were you when JFK died?« bis heute im Detail beantworten.

Die Aufnahmen des Hobby-Filmers Abraham Zapruder, als Beweismittel der Untersuchungskommissionen des Attentats verwendet und erstmals 1975 öffentlich zu sehen, sind heute Teil des Nationalen Filmarchives und als kulturgeschichtlich bedeutsames Dokument auch der National Film Registry.



---

# About John F. Kennedy

**J**ohn F. Kennedy (1917 – 1963) was the 35th President of the United States of America, the youngest president the U.S. ever had. His early death — Kennedy was assassinated on 22 November 1963 — turned him into an almost mythical figure. Kennedy was born into a wealthy family, which supported his political career. A research thesis on England's appeasement policy, completed during his studies abroad, was later published and found a wide readership. After attending a naval officer school at the beginning of World War II, Kennedy received various military awards for his courageous work as a speedboat captain. He won a seat as a congressman and later became a member of the Senate. After his re-election as senator, now married to journalist Jacqueline Bouvier, he was nominated as presidential candidate by the Democratic Party. The narrow victory of the Catholic Democrat over his conservative rival Richard Nixon is often attributed to Kennedy's skillful handling of the media; he won a first-ever television debate with Nixon, which helped accelerate the electoral trend toward a Democratic victory.

JFK's short tenure (1036 days) was characterized by significant national and international events. First used in the acceptance speech after his nomination as Democratic presidential candidate, the idea of a *New Frontier* became the motto of his political initiatives. An allusion to the settler generation of the United States, the politics of the *New Frontier* included comprehensive civil rights, economic, environmental, and social legislation as well as the Apollo space program that would place an American on the moon by the end of the decade (it did in 1969). In the area of foreign policy, Kennedy, a follower of the so-called *domino theory* (communism in one country leads to communism in neighboring countries), responded to the success of the Cuban revolution in 1959 with the development

program *Alliance for Progress* and supported a 1961 invasion of Cuba by Cuban exiles.

The failure of the invasion weakened Kennedy's confidence in the CIA and his generals and led to greater involvement of his brother Robert F. Kennedy and his adviser and speech writer Ted Sorensen in foreign policy decisions. The Soviet Union responded to other U.S. military maneuvers with the deployment of medium-range missiles on the Caribbean island.

Kennedy's de-escalation of the crisis triggered by this deployment is considered his greatest foreign policy success. It led to the establishment of an effective crisis management mechanism (including a *hot line*, a direct connection between the U.S. and the former Soviet Union) and was the prelude to a policy of detente between the two nuclear powers.

In Asia, Kennedy's active support of an anti-communist government in the south of Vietnam, a divided country since 1954, led to an escalation of the conflict. Kennedy's plan to withdraw most US *military advisers* active in the country by 1963 was abandoned by his successor Lyndon B. Johnson. Instead, the U.S. officially declared war in 1965. In Germany, Kennedy is remembered especially for his speech on the 15th Anniversary of the Berlin airlift. Two years after the construction of the Berlin Wall, Kennedy visited the divided city; his commitment "*Ich bin ein Berliner!*" affirmed US support of West-Berlin. His assassination during a campaign trip to Dallas, Texas is considered a central moment in contemporary history. When asked "*Where were you when JFK died?*", many older Americans still remember in detail. The brief recording of the assassination by the amateur filmmaker Abraham Zapruder, used as evidence by commissions of inquiry and not shown publicly until 1975, are now part of the National Film Archives and the National Film Registry.

# JFK – What kind of a peace do we seek?

John F. Kennedy: *American University Commencement Address* delivered 10 June 1963

President Anderson, members of the faculty, board of trustees, distinguished guests, my old colleague, Senator Bob Byrd, who has earned his degree through many years of attending night law school, while I am earning mine in the next 30 minutes, distinguished guests, ladies and gentlemen:

It is with great pride that I participate in this ceremony of the American University, sponsored by the Methodist Church, founded by Bishop John Fletcher Hurst, and first opened by President Woodrow Wilson in 1914. This is a young and growing university, but it has already fulfilled Bishop Hurst's enlightened hope for the study of history and public affairs in a city devoted to the making of history and to the conduct of the public's business. By sponsoring this institution of higher learning for all who wish to learn, whatever their color or their creed, the Methodists of this area and the Nation deserve the Nation's thanks, and I commend all those who are today graduating.

Professor Woodrow Wilson once said that every man sent out from a university should be a man of his nation as well as a man of his time, and I am confident that the men and women who carry the honor of graduating from this institution will continue to give from their lives, from their talents, a high measure of public service and public support. *"There are few earthly things more beautiful than a university"*, wrote John Masefield in his tribute to English universities and his words are equally true today. He did not refer to towers or to campuses. He admired the splendid beauty of a university, because it was, he said, *"a place where those who hate ignorance may strive to know, where those who perceive truth may strive to make others see"*.

I have, therefore, chosen this time and place to discuss a topic on which ignorance too often abounds and the truth too rarely perceived. And that is the most important topic on earth:

peace. What kind of peace do I mean and what kind of a peace do we seek? Not a *Pax Americana* enforced on the world by American weapons of war. Not the peace of the grave or the security of the slave. I am talking about genuine peace, the kind of peace that makes life on earth worth living, and the kind that enables men and nations to grow, and to hope, and build a better life for their children not merely peace for Americans but peace for all men and women, not merely peace in our time but peace in all time.

I speak of peace because of the new face of war. Total war makes no sense in an age where great powers can maintain large and relatively invulnerable nuclear forces and refuse to surrender without resort to those forces. It makes no sense in an age where a single nuclear weapon contains almost ten times the explosive force delivered by all the allied air forces in the Second World War. It makes no sense in an age when the deadly poisons produced by a nuclear exchange would be carried by wind and water and soil and seed to the far corners of the globe and to generations yet unborn.

Today the expenditure of billions of dollars every year on weapons acquired for the purpose of making sure we never need them is essential to the keeping of peace. But surely the acquisition of such idle stockpiles which can only destroy and never create is not the only, much less the most efficient, means of assuring peace. I speak of peace, therefore, as the necessary, rational end of rational men. I realize the pursuit of peace is not as dramatic as the pursuit of war, and frequently the words of the pursuers fall on deaf ears. But we have no more urgent task.

Some say that it is useless to speak of peace or world law or world disarmament, and that it will be useless until the leaders of the Soviet Union adopt a more enlightened attitude.

I hope they do. I believe we can help them do it. But I also believe that we must reexamine our own attitudes, as individuals and as a Nation, for our attitude is as essential as theirs. And every graduate of this school, every thoughtful citizen who despairs of war and wishes to bring peace, should begin by looking inward, by examining his own attitude towards the possibilities of peace, towards the Soviet Union, towards the course of the cold war and towards freedom and peace here at home.

First examine our attitude towards peace itself. Too many of us think it is impossible. Too many think it is unreal. But that is a dangerous, defeatist belief. It leads to the conclusion that war is inevitable, that mankind is doomed, that we are gripped by forces we cannot control. We need not accept that view. Our problems are manmade; therefore, they can be solved by man. And man can be as big as he wants. No problem of human destiny is beyond human beings. Man's reason and spirit have often solved the seemingly unsolvable, and we believe they can do it again. I am not referring to the absolute, infinite concept of universal peace and good will of which some fantasies and fanatics dream. I do not deny the value of hopes and dreams but we merely invite discouragement and incredulity by making that our only and immediate goal.

Let us focus instead on a more practical, more attainable peace, based not on a sudden revolution in human nature but on a gradual evolution in human institutions on a series of concrete actions and effective agreements which are in the interest of all concerned. There is no single, simple key to this peace; no grand or magic formula to be adopted by one or two powers. Genuine peace must be the product of many nations, the sum of many acts. It must be dynamic, not static, changing to meet the challenge of each new generation. For peace is a process a way of solving problems.

With such a peace, there will still be quarrels and conflicting interests, as there are within families and nations. World peace, like community peace, does not require that each man love his neighbor, it requires only that they live together in mutual tolerance, submitting their disputes to a just and peaceful settlement. And history teaches us that enmities between nations, as between individuals, do

not last forever. However fixed our likes and dislikes may seem, the tide of time and events will often bring surprising changes in the relations between nations and neighbors. So let us persevere. Peace need not be impracticable, and war need not be inevitable. By defining our goal more clearly, by making it seem more manageable and less remote, we can help all people to see it, to draw hope from it, and to move irresistibly towards it.

And second, let us reexamine our attitude towards the Soviet Union. It is discouraging to think that their leaders may actually believe what their propagandists write. It is discouraging to read a recent, authoritative Soviet text on military strategy and find, on page after page, wholly baseless and incredible claims, such as the allegation that American imperialist circles are preparing to unleash different types of war, that there is a very real threat of a preventive war being unleashed by American imperialists against the Soviet Union, and that the political aims and I quote "*of the American imperialists are to enslave economically and politically the European and other capitalist countries and to achieve world domination by means of aggressive war*".

Truly, as it was written long ago: "*The wicked flee when no man pursueth*".

Yet it is sad to read these Soviet statements, to realize the extent of the gulf between us. But it is also a warning, a warning to the American people not to fall into the same trap as the Soviets, not to see only a distorted and desperate view of the other side, not to see conflict as inevitable, accommodation as impossible, and communication as nothing more than an exchange of threats.

No government or social system is so evil that its people must be considered as lacking in virtue. As Americans, we find communism profoundly repugnant as a negation of personal freedom and dignity. But we can still hail the Russian people for their many achievements in science and space, in economic and industrial growth, in culture, in acts of courage.

Among the many traits the peoples of our two countries have in common, none is stronger than our mutual abhorrence of war. Almost unique among the major world powers, we

have never been at war with each other. And no nation in the history of battle ever suffered more than the Soviet Union in the Second World War. At least 20 million lost their lives. Countless millions of homes and families were burned or sacked. A third of the nation's territory, including two thirds of its industrial base, was turned into a wasteland — a loss equivalent to the destruction of this country east of Chicago.

Today, should total war ever break out again — no matter how — our two countries will be the primary target. It is an ironic but accurate fact that the two strongest powers are the two in the most danger of devastation. All we have built, all we have worked for, would be destroyed in the first 24 hours. And even in the cold war, which brings burdens and dangers to so many countries, including this Nation's closest allies, our two countries bear the heaviest burdens. For we are both devoting massive sums of money to weapons that could be better devoted to combat ignorance, poverty, and disease. We are both caught up in a vicious and dangerous cycle, with suspicion on one side breeding suspicion on the other, and new weapons begetting counter-weapons. In short, both the United States and its allies, and the Soviet Union and its allies, have a mutually deep interest in a just and genuine peace and in halting the arms race.

Agreements to this end are in the interests of the Soviet Union as well as ours. And even the most hostile nations can be relied upon to accept and keep those treaty obligations, and only those treaty obligations, which are in their own interest.

So let us not be blind to our differences, but let us also direct attention to our common interests and the means by which those differences can be resolved. And if we cannot end now our differences, at least we can help make the world safe for diversity. For in the final analysis, our most basic common link is that we all inhabit this small planet. We all breathe the same air. We all cherish our children's futures. And we are all mortal.

Third, let us reexamine our attitude towards the cold war, remembering we're not engaged in a debate, seeking to pile up debating points. We are not here distributing blame or pointing the finger of judgment. We must deal with

the world as it is, and not as it might have been had the history of the last 18 years been different. We must, therefore, persevere in the search for peace in the hope that constructive changes within the Communist bloc might bring within reach solutions which now seem beyond us. We must conduct our affairs in such a way that it becomes in the Communists' interest to agree on a genuine peace. And above all, while defending our own vital interests, nuclear powers must avert those confrontations which bring an adversary to a choice of either a humiliating retreat or a nuclear war. To adopt that kind of course in the nuclear age would be evidence only of the bankruptcy of our policy or of a collective deathwish for the world.

To secure these ends, America's weapons are nonprovocative, carefully controlled, designed to deter, and capable of selective use. Our military forces are committed to peace and disciplined in selfrestraint. Our diplomats are instructed to avoid unnecessary irritants and purely rhetorical hostility. For we can seek a relaxation of tensions without relaxing our guard. And, for our part, we do not need to use threats to prove we are resolute. We do not need to jam foreign broadcasts out of fear our faith will be eroded. We are unwilling to impose our system on any unwilling people, but we are willing and able to engage in peaceful competition with any people on earth.

Meanwhile, we seek to strengthen the United Nations, to help solve its financial problems, to make it a more effective instrument for peace, to develop it into a genuine world security system a system capable of resolving disputes on the basis of law, of insuring the security of the large and the small, and of creating conditions under which arms can finally be abolished. At the same time we seek to keep peace inside the nonCommunist world, where many nations, all of them our friends, are divided over issues which weaken Western unity, which invite Communist intervention, or which threaten to erupt into war. Our efforts in West New Guinea, in the Congo, in the Middle East, and the Indian subcontinent, have been persistent and patient despite criticism from both sides. We have also tried to set an example for others, by seeking to adjust small but significant differences with our own closest neighbors in Mexico and Canada.



Speaking of other nations, I wish to make one point clear. We are bound to many nations by alliances. Those alliances exist because our concern and theirs substantially overlap. Our commitment to defend Western Europe and West Berlin, for example, stands undiminished because of the identity of our vital interests. The United States will make no deal with the Soviet Union at the expense of other nations and other peoples, not merely because they are our partners, but also because their interests and ours converge. Our interests converge, however, not only in defending the frontiers of freedom, but in pursuing the paths of peace.

It is our hope, and the purpose of allied policy, to convince the Soviet Union that she, too, should let each nation choose its own future, so long as that choice does not interfere with the choices of others. The Communist drive to impose their political and economic system on others is the primary cause of world tension today. For there can be no doubt that if all nations could refrain from interfering in the self-determination of others, the peace would be much more assured.

This will require a new effort to achieve world law, a new context for world discussions. It will require increased understanding between the Soviets and ourselves. And increased understanding will require increased contact and communication. One step in this direction is the proposed arrangement for a direct line between Moscow and Washington, to avoid on each side the dangerous delays, misunderstandings, and misreadings of others' actions which might occur at a time of crisis.

We have also been talking in Geneva about our first-step measures of arm(s) controls designed to limit the intensity of the arms race and reduce the risk of accidental war. Our primary long range interest in Geneva, however, is general and complete disarmament, designed to take place by stages, permitting parallel political developments to build the new institutions of peace which would take the place of arms. The pursuit of disarmament has been an effort of this Government since the 1920's. It has been urgently sought by the past three administrations. And however dim the prospects are today, we intend to continue this effort to continue it in order that all countries, including our own, can better grasp

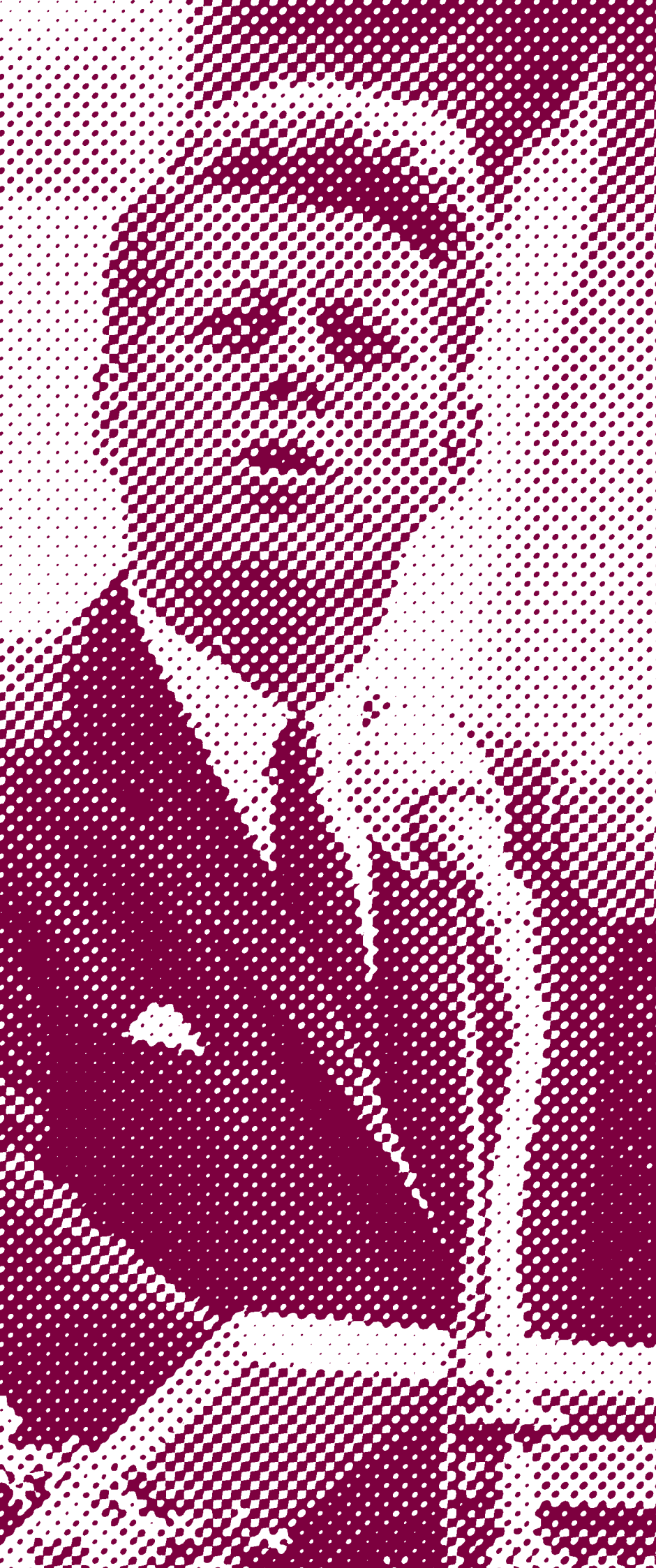
what the problems and possibilities of disarmament are.

The only major area of these negotiations where the end is in sight, yet where a fresh start is badly needed, is in a treaty to outlaw nuclear tests. The conclusion of such a treaty, so near and yet so far, would check the spiraling arms race in one of its most dangerous areas. It would place the nuclear powers in a position to deal more effectively with one of the greatest hazards which man faces in 1963, the further spread of nuclear arms. It would increase our security; it would decrease the prospects of war. Surely this goal is sufficiently important to require our steady pursuit, yielding neither to the temptation to give up the whole effort nor the temptation to give up our insistence on vital and responsible safeguards.

I'm taking this opportunity, therefore, to announce two important decisions in this regard. First, Chairman Khrushchev, Prime Minister Macmillan, and I have agreed that high-level discussions will shortly begin in Moscow looking towards early agreement on a comprehensive test ban treaty. Our hopes must be tempered with the caution of history; but with our hopes go the hopes of all mankind.

Second, to make clear our good faith and solemn convictions on this matter, I now declare that the United States does not propose to conduct nuclear tests in the atmosphere so long as other states do not do so. We will not be the first to resume. Such a declaration is no substitute for a formal binding treaty, but I hope it will help us achieve one. Nor would such a treaty be a substitute for disarmament, but I hope it will help us achieve it.

Finally, my fellow Americans, let us examine our attitude towards peace and freedom here at home. The quality and spirit of our own society must justify and support our efforts abroad. We must show it in the dedication of our own lives as many of you who are graduating today will have a opportunity to do, by serving without pay in the Peace Corps abroad or in the proposed National Service Corps here at home. But wherever we are, we must all, in our daily lives, live up to the age-old faith that peace and freedom walk together. In too many of our cities today, the peace is not secure because freedom is incomplete.



## Shows und Protagonisten

It is the responsibility of the executive branch at all levels of government — local, State, and National — to provide and protect that freedom for all of our citizens by all means within our authority. It is the responsibility of the legislative branch at all levels, wherever the authority is not now adequate, to make it adequate. And it is the responsibility of all citizens in all sections of this country to respect the rights of others and respect the law of the land.

All this is not unrelated to world peace. “*When a man’s way[s] please the Lord,*” the Scriptures tell us, “*he maketh even his enemies to be at peace with him.*” And is not peace, in the last analysis, basically a matter of human rights: the right to live out our lives without fear of devastation; the right to breathe air as nature provided it; the right of future generations to a healthy existence?

While we proceed to safeguard our national interests, let us also safeguard human interests. And the elimination of war and arms is clearly in the interest of both. No treaty, however much it may be to the advantage of all, however tightly it may be worded, can provide absolute security against the risks of deception and evasion. But it can, if it is sufficiently effective in its enforcement, and it is sufficiently in the interests of its signers, offer far more security and far fewer risks than an unabated, uncontrolled, unpredictable arms race.

The United States, as the world knows, will never start a war. We do not want a war. We do not now expect a war. This generation of Americans has already had enough more than enough of war and hate and oppression.

We shall be prepared if others wish it. We shall be alert to try to stop it. But we shall also do our part to build a world of peace where the weak are safe and the strong are just. We are not helpless before that task or hopeless of its success. Confident and unafraid, we must labor on not towards a strategy of annihilation but towards a strategy of peace.

# JFK – Welche Art Frieden wollen wir?

American University Washington, D.C., 10. Juni 1963

»Es gibt wenige irdische Dinge, die schöner sind als eine Universität«, schrieb John Masefield in seiner Würdigung der englischen Universitäten — und seine Worte haben hier in gleicher Weise Gültigkeit. Er meinte damit nicht die Türme und Zinnen, nicht die Grünanlagen des Universitätsgeländes und die efeubewachsenen Wände. Er bewunderte die großartige Schönheit der Universität, weil sie, wie er sagte, »ein Platz ist, wo diejenigen, die die Unwissenheit hassen, nach Wissen streben können, wo diejenigen, die die Wahrheit sehen, danach streben können, auch andere sehend zu machen«.

## INTRO

Ich habe daher diesen Zeitpunkt und diesen Ort gewählt, um ein Thema zu erörtern, über das zu oft Unwissenheit herrscht und bei dem die Wahrheit zu selten gesehen wird — und doch ist es eines der wichtigsten Themen auf Erden: der Weltfrieden. Welche Art von Frieden meine ich? Nach welcher Art von Frieden streben wir? Nicht nach einer *Pax Americana*, die der Welt durch amerikanische Kriegswaffen aufgezwungen wird. Nicht nach dem Frieden des Grabes oder der Sicherheit der Sklaven. Ich spreche hier von dem echten Frieden — jenem Frieden, der das Leben auf Erden lebenswert macht, jenem Frieden, der Menschen und Nationen befähigt, zu wachsen und zu hoffen und ein besseres Leben für ihre Kinder aufzubauen, nicht nur ein Friede für Amerikaner, sondern ein Friede für alle Menschen. Nicht nur Frieden in unserer Generation, sondern Frieden für alle Zeiten. Ich spreche vom Frieden, weil der Krieg ein neues Gesicht bekommen hat. Ein totaler Krieg ist sinnlos in einem Zeitalter, in dem Großmächte umfassende und verhältnismäßig unverwundbare Atomstreitkräfte unterhalten können und sich weigern, zu kapitulieren, ohne vorher auf diese Streitkräfte zurückgegriffen zu haben. Er ist sinnlos in einem Zeitalter, in dem eine einzige Atomwaffe fast das Zehnfache an Sprengkraft aller Bomben aufweist, die von den gesamten alliierten Luftstreitkräften während des Zweiten Weltkrieges abgeworfen wurden. Und er ist

sinnlos in einem Zeitalter, in dem die bei einem Atomkrieg freigesetzten tödlichen Giftstoffe von Wind und Wasser, Boden und Saaten bis in die entferntesten Winkel des Erdballs getragen und sich selbst auf die noch ungeborenen Generationen auswirken würden. Es ist heute, wenn der Friede gewahrt werden soll, unerlässlich, jedes Jahr Milliarden von Dollar für Waffen auszuwerfen, die lediglich zu dem Zweck geschaffen werden, sicherzustellen, dass wir sie niemals einzusetzen brauchen. Aber zweifellos ist die Anlage solcher unnützen Arsenale, die nur die Vernichtung und niemals dem Aufbau dienen können, nicht der einzige, geschweige denn der wirksamste Weg zur Gewährleistung des Friedens. Ich spreche daher vom Frieden als dem zwangsläufig vernünftigen Ziel vernünftiger Menschen. Ich bin mir bewusst, dass das Streben nach Frieden nicht so dramatisch ist wie das Streben nach Krieg — und oft treffen die Worte desjenigen, der nach Frieden strebt, auf taube Ohren. Und doch gibt es keine dringlichere Aufgabe für uns. Manche sagen, es sei zwecklos, von Weltfrieden, internationalem recht oder internationaler Abrüstung zu sprechen — und alles sei nutzlos, solange die Führer der Sowjetunion keine aufgeschlosseneren Haltung einnehmen. Ich hoffe, sie werden dies tun. Ich glaube, wir können ihnen dabei helfen. Aber ich glaube auch, dass wir unsere eigene Haltung überprüfen müssen — als Einzelpersonen und als Nation —, denn unsere Einstellung ist genauso wichtig wie die ihre. Jeder Absolvent dieser Universität, jeder denkende Bürger, der den Krieg verabscheut und mithelfen will, Frieden zu schaffen, sollte damit beginnen, in sich zu gehen und seine eigene Einstellung zu den Möglichkeiten des Friedens, zur Sowjetunion, zum Verlauf des Kalten Krieges, zur Freiheit sowie zum Frieden hier im eigenen Lande zu überprüfen.

**I** Lassen Sie uns zunächst unsere Haltung gegenüber dem Frieden selbst überprüfen. Zu viele von uns halten ihn für unmöglich. Zu viele von uns halten ihn für nicht zu verwirklichen. Aber

das ist ein gefährlicher, defätistischer Glaube. Er führt zu der Schlußfolgerung, daß der Krieg unvermeidlich ist, daß die Menschheit zum Untergang verurteilt ist, daß wir uns in der Gewalt von Kräften befinden, die wir nicht kontrollieren können. Wir brauchen diese Ansicht nicht zu akzeptieren. Unsere Probleme sind von Menschen geschaffen, deshalb können sie auch von Menschen gelöst werden. Die Größe, die der menschliche Geist erreichen kann, bestimmt der Mensch selbst. Kein schicksalhaftes Problem der Menschheit liegt außerhalb der Reichweite des Menschen. Die menschliche Vernunft und der menschliche Geist haben oftmals das scheinbar Unlösbare gelöst — und wir glauben, daß sie dies erneut tun können. Ich spreche jetzt nicht von der absoluten, nicht mehr fassbaren Idee des Weltfriedens und des guten Willens, von der einige Phantasten und Fanatiker immer noch träumen. Ich leugne nicht den Wert von Hoffnungen und träumen, aber wir würden lediglich Entmutigung und Ungläubigkeit Tür und Tor öffnen, wenn wir das zu unserem einzigen und unmittelbaren Ziel machen würden. Wir sollten uns statt dessen auf einen praktischeren, erreichbaren Frieden konzentrieren, der nicht auf einer plötzlichen Revolution der menschlichen Natur, sondern auf einer allmählichen Evolution der menschlichen Institutionen basiert — auf einer Reihe von konkreten Maßnahmen und wirksamen Übereinkünften, die im Interesse aller Betroffenen liegen. Für diesen Frieden gibt es keinen einfachen Schlüssel, keine großartige oder magische Formel, die sich eine oder zwei Mächte aneignen könnten. Der echte Friede muß das Produkt vieler Nationen sein, die Summe vieler Maßnahmen. Er muß dynamisch, nicht statisch sein, er muß flexibel sein, um den großen Aufgaben einer jeden Generation zu entsprechen. Denn der Friede ist ein Prozeß — ein Weg, Probleme zu lösen. Bei einem solchen Frieden wird es Streitigkeiten und entgegengesetzte Interessen geben, wie dies innerhalb von Familien und Nationen der Fall ist. Der Weltfriede wie auch der Friede in Stadt und Land erfordern nicht, daß jeder seinen Nachbarn liebt. Er erfordert lediglich, dass man in gegenseitiger Toleranz miteinander lebt, seine Streitfälle einer gerechten und friedlichen Lösung unterwirft. Und die Geschichte lehrt uns, dass Feindschaften zwischen Nationen wie zwischen einzelnen nicht ewig dauern. Wie fest unsere Neigungen und Abneigungen auch immer erscheinen mögen, der Gang der Zeit und der Ereignisse wird oft überraschende Verlagerungen in den Beziehungen zwischen Nationen und Nachbarn

bringen. So wollen wir unermüdlich weiterarbeiten. Der Friede braucht nicht unerreichbar zu sein und der Krieg nicht unvermeidlich. Indem wir unser Ziel klarer definieren, indem wir es greifbarer und weniger fern erscheinen lassen, können wir dazu beitragen, dass alle Völker es erkennen, Hoffnung daraus schöpfen und sich unbeirrt darauf zu bewegen.

## II

Lassen Sie uns zweitens unsere Haltung gegenüber der Sowjetunion überprüfen. Der Gedanke ist entmutigend, dass die sowjetischen Führer wirklich glauben könnten, was ihre Propagandisten unablässig schreiben. Es ist entmutigend, eine kürzlich erschienene autoritative sowjetische Veröffentlichung über militärische Strategie zu lesen und Seite um Seite völlig grundlose und ungläubliche Behauptungen zu finden — wie die Behauptung, »amerikanische imperialistische Kreise bereiten sich darauf vor, verschiedene Arten von Kriegen auszulösen ... , dass die sehr reale Gefahr eines Präventivkrieges besteht, der von amerikanischen Imperialisten gegen die Sowjetunion gestartet wird ... , dass die politischen Ziele der amerikanischen Imperialisten in der wirtschaftlichen und politischen Versklavung der europäischen und anderen kapitalistischen Länder ... und in der Erreichung der Weltherrschaft ... durch aggressive Kriege bestehen«. Sicher ist es so, wie es in der Schrift heißt, dass »der Gottlose flieht und niemand jagt ihn ...«. Dennoch ist es traurig, diese sowjetischen Erklärungen zu lesen und die Größe der Kluft, die uns trennt, zu erkennen. Es ist aber auch eine Warnung — eine an das amerikanische Volk gerichtete Warnung, nicht in die gleiche Falle wie die Sowjets hineinzutappen, sich nicht nur ein verzerrtes und verzweifertes Bild von der anderen Seite zu machen, den Konflikt nicht als etwas Unvermeidliches und den Ausgleich als unmöglich anzusehen und nicht jede Kommunikation lediglich als Austausch von bloßen Worten und Drohungen zu betrachten. Keine Regierung und kein Gesellschaftssystem sind so schlecht, dass man das unter ihm lebende Volk als bar jeder Tugend ansehen kann. Wir Amerikaner empfinden den Kommunismus als Verneinung der persönlichen Freiheit und Würde im tiefsten abstoßend. Dennoch können wir das russische Volk wegen vieler seiner Leistungen — sei es in der Wissenschaft und Raumfahrt, in der wirtschaftlichen und industriellen Entwicklung, in der Kultur und in seiner mutigen Haltung — rühmen. Unter den vielen Zügen, die den Völkern unserer beiden Länder gemeinsam sind, ist keiner ausgeprägter als unsere beiderseitige Abscheu vor dem Krieg. Unter den großen Welt-

mächten haben wir — und dies ist beinahe einzigartig — niemals gegeneinander im Krieg gestanden. Wohl kein anderes Volk in der Geschichte hat mehr gelitten als das russische Volk im Verlauf des Zweiten Weltkrieges. Mindestens zwanzig Millionen gaben ihr Leben. Zahllose Millionen von Häusern und Bauernhöfen verbrannten oder wurden zerstört. Ein Drittel des russischen Gebiets — darunter nahezu zwei Drittel seiner Industriegebiete — wurde verwüstet, ein Verlust, der der Verwüstung unseres gesamten Landes östlich von Chicago gleichkäme. Sollte heute — wie auch immer — ein totaler Krieg ausbrechen, dann würden unsere beiden Länder die Hauptziele darstellen. Es ist eine Ironie, aber auch eine harte Tatsache, dass die beiden stärksten Mächte zugleich auch die beiden Länder sind, die in der größten Gefahr einer Zerstörung schweben. Alles, was wir aufgebaut haben, alles, wofür wir gearbeitet haben, würde vernichtet werden. Und selbst im Kalten Kriege — der für so viele Länder, unter ihnen die engsten Verbündeten der Vereinigten Staaten, Lasten und Gefahren bringt — tragen unsere beiden Länder die schwersten Lasten. Denn wir werfen beide für gigantische Waffen riesige Beträge aus — Beträge, die besser für den Kampf gegen Unwissenheit, Armut und Krankheit aufgewandt werden sollten. Wir sind beide in einem unheilvollen und gefährlichen Kreislauf gefangen, in dem Argwohn auf der einen Seite Argwohn auf der anderen auslöst und in dem neue Waffen zu wieder neuen Abwehrwaffen führen.

Kurz gesagt: Beide, die Vereinigten Staaten und ihre Verbündeten sowie die Sowjetunion und ihre Verbündeten, haben ein gemeinsames tiefes Interesse an einem gerechten und wirklichen Frieden und einer Einstellung des Wettrüstens. abkommen, die zu diesem Ziel führen, sind im Interesse der Sowjets wie auch im unsrigen. Selbst bei den feindlichsten Ländern kann man damit rechnen, dass sie solche vertraglichen Verpflichtungen akzeptieren und einhalten, die in ihrem eigenen Interesse sind. Wir wollen also gegenüber unseren Differenzen nicht die Augen verschließen — aber wir wollen auch unsere Aufmerksamkeit auf die gemeinsamen Interessen und auf die Mittel richten, durch die diese Differenzen beseitigt werden können. Wenn wir unsere Differenzen auch noch nicht ganz aus der Welt schaffen können, so können wir doch zumindest dazu beitragen, dass die Welt trotz Meinungsverschiedenheiten sicher bleibt. Denn letztlich bildet die Tatsache, dass wir alle Bewohner dieses Planeten sind, doch das uns

im tiefsten gemeinsame Band. Wir alle atmen die gleiche Luft, uns allen liegt die Zukunft unserer Kinder am Herzen, und wir sind alle sterblich.

### III

Lassen Sie uns drittens unsere Einstellung zum Kalten Krieg überprüfen. Wir wollen uns daran erinnern, dass wir nicht in eine Debatte verwickelt sind, bei der es darum geht, Pluspunkte zu sammeln. Wir sind nicht hier, um Lob und Tadel zu verteilen oder mit den Fingern auf andere zu weisen. Wir müssen uns mit der Welt befassen, wie sie ist, und nicht, wie sie hätte sein können, wäre die Geschichte der letzten achtzehn Jahre anders verlaufen. Wir müssen daher auf der Suche nach Frieden ausdauernd bleiben, in der Hoffnung, dass konstruktive Veränderungen innerhalb des kommunistischen Blocks Lösungen in Reichweite bringen könnten, die heute noch unerreichbar scheinen. Wir müssen unsere Politik so betreiben, dass es schließlich das eigene Interesse der Kommunisten wird, einem echten Frieden zuzustimmen. Vor allem müssen die Atomkräfte, bei gleichzeitiger Wahrung ihrer eigenen Lebensinteressen, solche Konfrontationen vermeiden, die einem Gegner nur die Wahl zwischen einem demütigenden Rückzug oder einem Atomkrieg lassen. Wenn man im Atomzeitalter den letzteren Kurs einschlagen wollte, dann wäre dies nur der Beweis für den Bankrott unserer Politik — oder den kollektiven Todewunsch für die Welt. Die Waffen Amerikas sollen daher keine Herausforderung darstellen, sie unterliegen einer sorgfältigen Kontrolle, sind für die Abschreckung bestimmt und für den selektiven Einsatz geeignet. Unsere Streitkräfte sind dem Frieden verpflichtet und in Zurückhaltung geschult. Unsere Diplomaten sind angewiesen, unnötigen Ärger und rein rhetorische Feindseligkeit zu vermeiden. Denn wir können uns um ein Nachlassen der Spannungen bemühen, ohne deshalb in unserer Wachsamkeit nachzulassen. Wir unsererseits bedürfen nicht der Drohungen, um unsere Entschlossenheit zu zeigen. Wir haben es nicht nötig, ausländische Rundfunktendungen zu stören, aus Furcht, unser Glaube könnte durch sie erschüttert werden. Wir wollen unser System keinem Volk gegen dessen Willen aufzwingen. Wir sind aber willens und in der Lage, mit jedem anderen System auf der Erde in einen friedlichen Wettstreit zu treten. In der Zwischenzeit wollen wir die Vereinten Nationen stärken, ihre finanziellen Probleme lösen helfen, sie zu einem wirksameren Instrument des Friedens machen, sie zu einem echten

Sicherheitssystem für die Welt entwickeln — einem System, das in der Lage ist, Meinungsverschiedenheiten auf der Basis des Rechts beizulegen, die Sicherheit der Großen und der Kleinen zu garantieren und Bedingungen zu schaffen, unter denen die Waffen schließlich abgeschafft werden können. Gleichzeitig bemühen wir uns, den Frieden innerhalb der nichtkommunistischen Welt zu erhalten, wo viele Nationen — alle von ihnen unsere Freunde — über Fragen uneins sind, die die westliche Einheit schwächen, die kommunistische Intervention begünstigen oder zum Kriege führen könnten. Wir sind in unseren Bemühungen in West-Neuguinea, im Kongo, im Mittleren Osten und auf dem indischen Subkontinent trotz Kritik von beiden Seiten beharrlich und geduldig geblieben. Wir haben gleichzeitig ein Beispiel für andere zu geben versucht, indem wir kleine, aber doch nicht unwichtige Differenzen mit unseren eigenen engsten Nachbarn in Mexiko und in Kanada beizulegen suchten. Wenn ich von anderen Nationen spreche, dann möchte ich einen Punkt klarstellen. Wir sind durch Allianzen an viele Nationen gebunden. Diese Bündnisse bestehen, weil ihre und unsere Sorgen sich im wesentlichen decken. Unsere Verpflichtung z.B., Westeuropa und West-Berlin zu verteidigen, ist nach wie vor unverändert, weil unsere lebenswichtigen Interessen die gleichen sind. Die Vereinigten Staaten werden sich mit der Sowjetunion nicht auf Kosten anderer Nationen und anderer Völker arrangieren, nicht nur, weil sie unsere Partner sind, sondern weil ihre Interessen und die unsrigen übereinstimmen. Unsere Interessen stimmen jedoch nicht nur bei der Verteidigung der Grenzen der Freiheit, sondern auch in dem Streben auf den Wegen des Friedens überein. Es ist unsere Hoffnung — und das Ziel der alliierten Politik — die Sowjetunion überzeugen zu können, dass auch sie jede Nation ihre eigene Zukunft bestimmen lassen sollte, solange diese Wahl nicht mit der von anderen getroffenen in Konflikt gerät. Das kommunistische Streben, anderen ihr politisches und wirtschaftliches System aufzuzwingen, ist der Hauptgrund für die Spannungen in unserer heutigen Welt. Es kann nämlich kein Zweifel daran bestehen, dass der Friede weitaus gesicherter wäre, wenn alle Nationen davon Abstand nähmen, sich in die Selbstbestimmung anderer einzumischen. Dies wird neue Anstrengungen zur Schaffung eines Weltrechts — einen neuen Rahmen für weltweite Gespräche — erfordern. Es wird eine bessere Verständigung zwischen uns und der Sowjetunion voraussetzen. Eine bessere Verständigung

wird dann vermehrte Kontakte und Verbindungen erfordern. Ein Schritt in dieser Richtung ist die vorgeschlagene Vereinbarung für einen direkten Draht zwischen Moskau und Washington, durch den auf beiden Seiten die gefährlichsten Verzögerungen, Mißverständnisse und Fehldeutungen der Maßnahmen des anderen vermieden werden sollen, wie sie in einer Zeit der Krise leicht auftreten können.

#### IV

Wir haben ferner in Genf über andere erste Maßnahmen der Rüstungskontrolle gesprochen, die die Intensität des Wettrüstens bremsen und die Risiken eines durch Zufall ausgelösten Krieges verringern sollen. Unser wichtigstes langfristiges Interesse in Genf ist jedoch eine allgemeine und vollständige Abrüstung, die in Phasen stattfinden und gleichlaufende politische Entwicklungen beim Aufbau der neuen Institutionen des Friedens zulassen soll, die an die Stelle der Rüstungen treten. Das Streben nach Abrüstung ist seit den zwanziger Jahren ein Anliegen der amerikanischen Regierung gewesen. Die letzten drei Regierungen haben sich intensiv darum bemüht. So ungewiss die Aussichten auch heute noch sein mögen, so haben wir doch die Absicht, diese Anstrengungen fortzusetzen — sie fortzusetzen, damit alle Länder, einschließlich unseres eigenen, besser begreifen können, welche Probleme und Möglichkeiten tatsächlich in der Abrüstung liegen. Das eine große Gebiet bei diesen Verhandlungen, wo sich das Ziel abzeichnet, jedoch ein neuer Anfang dringend notwendig erscheint, ist ein Vertrag zur Ächtung der Kernwaffenversuche. Der Abschluss eines solchen Vertrages — so nah und doch so fern — würde der endlosen Schraube des Wettrüstens auf einem seiner gefährlichsten Gebiete Einhalt gebieten. Durch ihn würden die Atomkräfte in die Lage versetzt, wirksamer mit einer der größten Gefahren fertigzuwerden, die die Menschheit bedroht — nämlich der weiteren Verbreitung der Kernwaffen. Er würde unsere Sicherheit erhöhen — er würde die Gefahr eines Krieges vermindern. Dieses Ziel ist wichtig genug, dass es von uns ständig verfolgt werden muss, wobei wir weder der Versuchung erliegen dürfen, die ganzen Bemühungen aufzugeben, und eben sowenig der Versuchung, von unserem Beharren auf den entscheidend wichtigen Sicherheitsgarantien abzugehen. Ich benutze daher diese Gelegenheit, um zwei wichtige Entscheidungen in dieser Hinsicht bekanntzugeben. Erstens: Ministerpräsident Chruschtschow, Premierminister Mac Millan und ich sind überein-

gekommen, dass in Kürze Erörterungen auf hoher Ebene in Moskau beginnen werden mit dem Ziel eines baldigen Abkommens über einen umfassenden Vertrag über die Einstellung der Kernwaffenversuche. Die historischen Erfahrungen lehren uns, dass wir unsere Hoffnungen im Zaume halten müssen, aber unsere Hoffnungen werden von den Hoffnungen der gesamten Menschheit begleitet. Zweitens: Um unseren guten Willen und unsere feierliche Überzeugung in dieser Angelegenheit zu demonstrieren, erkläre ich hiermit, dass die Vereinigten Staaten nicht beabsichtigen, Kernwaffenversuche in der Atmosphäre durchzuführen, solange andere Staaten dies nicht tun. Wir werden nicht die ersten sein, die diese Versuche wieder aufnehmen. Eine solche Erklärung ist kein Ersatz für Abrüstung, aber ich hoffe, sie wird uns helfen, die Abrüstung zu erleichtern.

## V

Lassen Sie uns, meine amerikanischen Mitbürger, schließlich unsere Haltung gegenüber dem Frieden und der Freiheit hier im eigenen Lande überprüfen. Der Wert und der Geist unserer eigenen Gesellschaft müssen unsere Anstrengungen im Ausland rechtfertigen und sie unterstützen. Wir müssen sie im Einsatz unseres eigenen Lebens zeigen — wozu viele von Ihnen, die heute ihr Studium abschließen, eine einzigartige Gelegenheit haben werden, indem sie ohne Bezahlung im Friedenskorps im Ausland oder in dem geplanten Dienstkorps hier im eigenen Land dienen. Aber wo immer wir sind, müssen wir alle in unserem täglichen Leben dem jahrhundertalten Glauben gerecht werden, dass Frieden und Freiheit Hand in Hand gehen. In zu vielen unserer Städte ist der Friede heutzutage nicht gesichert, weil die Freiheit unvollkommen ist. Die Exekutive trägt auf allen Regierungsebenen — kommunalen, einzelstaatlichen und nationalen — die Verantwortung, mit allen Mitteln im Rahmen ihrer Autorität für die Freiheit aller Bürger zu sorgen und sie zu schützen. Die Legislative hat die Verantwortung, dass diese Autorität, wo sie heute noch unzureichend ist,

zureichend gestaltet wird. Alle Bürger haben die Pflicht, die Rechte aller anderen und das Gesetz des Landes zu respektieren. all dies steht im Zusammenhang mit dem Weltfrieden. »Wenn jemens Wege dem Herrn wohl gefallen«, so heißt es in der Heiligen Schrift, »so macht er auch seine Feinde mit ihm zufrieden.« Ist der Friede nicht letztlich doch im Grunde eine Sache der Menschenrechte — des Rechts, ohne Furcht vor Vernichtung zu leben, des Rechts, die Luft zu atmen, so wie sie die Natur uns schenkt, des Rechts künftiger Generationen auf ein gesundes Dasein? So wie wir uns um den Schutz unserer nationalen Interessen bemühen, so wollen wir auch die menschlichen Interessen schützen. Die Beseitigung des Krieges und der Waffen liegt eindeutig im Interesse des einen wie des anderen. Kein Vertrag, so sehr er auch zum Vorteile aller sein mag und so genau er auch formuliert sein mag, kann absolute Sicherheit gegen die Gefahren der Täuschung und der Umgebung bieten. Aber er kann — wenn er in seiner Durchführung nur wirksam genug ist und nur weitgehend genug im Interesse seiner Unterzeichner liegt — weitaus mehr Sicherheit bieten und weniger Risiken bergen als ein unvermindertes, unkontrolliertes und unberechenbares Wettrüsten. Wie die Welt weiß, werden die Vereinigten Staaten niemals einen Krieg beginnen. Wir wollen keinen Krieg. Wir rechnen jetzt nicht mit einem Krieg. Die gegenwärtige Generation von Amerikanern hat bereits genug — mehr als genug — von Krieg, Hass und Unterdrückung erlebt. Wir werden auf den Krieg vorbereitet sein, wenn andere ihn wünschen. Wir werden wachsam sein, um zu versuchen, ihm Einhalt zu gebieten. Aber wir werden ebenfalls unser Teil dazu beitragen, um eine Welt des Friedens aufzubauen, in der die Schwachen sicher und die Starken gerecht sind. Wir stehen nicht hilflos vor dieser Aufgabe und sind nicht hoffnungslos im Hinblick auf ihren Erfolg. Voller Vertrauen und ohne Furcht werden wir weiter arbeiten, nicht in Richtung auf eine Strategie der Vernichtung, sondern in Richtung auf eine Strategie des Friedens.

# JFK – A Strategy of Peace – Gedanken zur Zeitlosigkeit einer visionären Rede

Der Weltbürger John F. Kennedy wurde am 22. November 1963 in Dallas, Texas, ermordet. Am 8. November 1960 war er mit überraschend knappem Vorsprung vor seinem republikanischen Kontrahenten Richard Nixon zum 35. Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika gewählt worden. Seine Präsidentschaft währte nur 1036 Tage. JFK hinterließ Maßstäbe politischen Denkens und Handelns in der Welt. Es sind seine Reden sowie seine Rundfunk- und Fernsehansprachen, die bis heute Wirkungen bei den Menschen auslösen. Sie zu lesen, sie zu hören, sie zu sehen, heißt immer, sich einzulassen auf ein besonderes Erleben von Vergangenheit, das den Blick schärft für die eigene Gegenwart.

Politische Impulse und Handlungen sind untrennbar verbunden mit den politischen Akteuren einer Zeit. Politische Entscheidungen und ihre Wirkungen werden erst in ihren Interdependenzen von situativen Konstellationen und machtbewusster, zielgerichteter Individualität verständlich. Dies gilt in der Analyse und Betrachtung von Gegenwart und Vergangenheit gleichermaßen. Ausdruck finden Individualität und damit politischer Gestaltungswille zuallererst in den Äußerungen der Akteure, in ihren Reden, mit denen sie sich an die Menschen wenden. Anlass, Inhalt und Ort geben dabei grundlegenden Aufschluss über die Intentionen des Redenden. Doch erst die Persönlichkeit selbst vermag Überzeugungskraft und Authentizität zu schaffen — für Zeitgenossen und Nachgeborene.

## A WORLD OF PEACE AND LAW

Bereits mit seiner Rede zum Amtsantritt am 20. Januar 1961 setzte der erst 43-jährige John F. Kennedy Zeichen auf der politischen Bühne Amerikas und der Welt. *Der Idealist ohne Illusionen* — eine von Arthur Schlesinger jr. überlieferte Selbstcharakterisierung JFK's — bot seinen Zeitgenossen Perspektiven der Veränderung in

innenpolitischen Problembereichen wie der Wirtschaftslage oder der Bürgerrechtsbewegung und zugleich in grundlegenden Fragen der Außenpolitik.

Es war die Zeit, in der die Welt in zwei Machtblöcke geteilt war. Die beiden Supermächte des Kalten Krieges steigerten sich immer weiter in ein nukleares Wettrüsten und schufen damit ein unfassbares Vernichtungspotential. Freiheitliche Demokratie und kommunistischer Totalitarismus als weltanschauliche Realitäten der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts standen einander schon lange unversöhnlich gegenüber, als John F. Kennedy, der Senator von Massachusetts, am 2. Januar 1960 seine Kandidatur für die Präsidentschaft der Vereinigten Staaten von Amerika in Washington D.C. offiziell verkündet hatte. Am 14. Januar nutzte er einen Auftritt vor dem dortigen National Press Club, um über die Präsidentschaft an sich und ihre zeitgemäße Ausgestaltung zu sprechen. Kennedy fasste sein Verständnis des *Chief Executive in every sense of the word* prägnant zusammen:

»He must reopen channels of communication between the world of thought and the seat of power.«

JFK stellte sich nach der Wahl seiner eigenen Forderung mit einem Nachdruck, der in historischer Perspektive gerade auch in seinen Reden spürbar wird und von der zupackenden Intelligenz eines außergewöhnlichen Menschen zeugt.

Kennedy hatte schon kurz nach seiner Wahl begonnen, intensiv über seine Antrittsrede nachzudenken, und beauftragte seinen jungen Sonderberater Theodore C. Sorensen, Vorschläge und Anregungen zu sammeln. Vor allem wünschte er sich eine Sprache, die Hoffnung auf Frieden wecken sollte in einer neuen Ära, unter Führung einer neuen Generation. Kennedy hatte den Anspruch, die kürzeste Antrittsrede und Regierungserklärung des Jahrhunderts zu halten. Nicht nur Länge und Stil, auch der Vortrag selbst waren ihm außerordentlich wichtig.

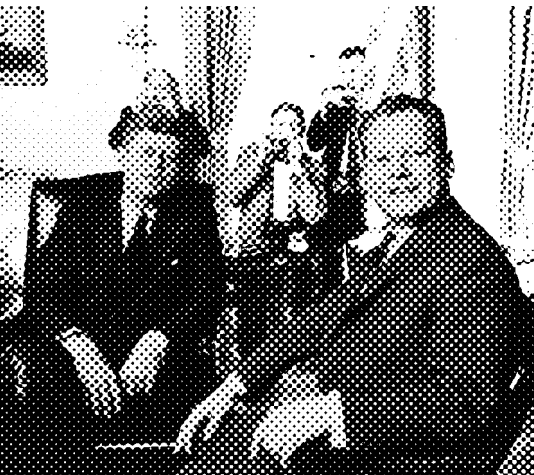


So berichtet der Biograph Robert Dallek:

»In den vierundzwanzig Stunden vor seinem Auftritt hatte er das Manuskript stets griffbereit und las es immer wieder. Noch am Morgen, in der Badewanne liegend, las er die Rede laut, am Frühstückstisch ging er die Rede mehrfach durch: Jedes Wort, jede Betonung sollte sitzen.«

Er wusste um die Bedeutung einer medialen Inszenierung von Politik und Person. Seine politischen Botschaften sollten die Menschen begeistern und dazu aufrufen, sich selbst als Teil einer politischen Vision zu begreifen.

Sein politisches Denken kreiste um die Leitmotive *a world of peace* und *a world of law*. John F. Kennedy war auf der Suche nach einer Weltgemeinschaft der Staaten im nuklearen Zeitalter, die auf rechtlichen Vereinbarungen zur gemein-



samen Friedenssicherung gründen sollte. Die Errichtung des Völkerbundes 1918 noch ohne den Beitritt der Vereinigten Staaten von Amerika und die von Präsident Roosevelt dann während des Zweiten Weltkrieges mit der Atlantik-Charta auf den Weg gebrachten Gründung der Vereinten

Nationen 1945 von bereits 51 Mitgliedsstaaten waren für ihn nicht nur unmittelbare Antworten auf verheerende Weltkriege, sondern politische Ausprägungen der Ideen der Aufklärung für eine friedliche Gemeinschaft der Völker. Es waren Anknüpfungspunkte für eigene nachhaltige Ausbauschritte zur Stärkung des Völkerrechts. Während einerseits das atomare Wettrüsten längst die Weltgemeinschaft und damit auch die amerikanische Nation bedrohte, galt es andererseits einen innenpolitischen Frieden zu schaffen und Lösungen für die sich verschärfenden Probleme zu finden, die ihren Ausdruck in der Bürgerrechtsbewegung fanden. Diese Diskrepanzen und die visionäre Kraft zu ihrer Überwindung spiegeln sich denn auch in den öffentlichen Reden Kennedys über Jahre hinweg wider.

Das Verstehenwollen komplexer, gerade auch zeitgeschichtlicher Zusammenhänge zur Analyse und Interpretation von Gegenwart beför-

derte die Urteilskraft John F. Kennedys auf besondere Weise. Seine Studienabschlussarbeit an der Harvard University widmete sich dem Thema APPEASEMENT IN MÜNCHEN. DAS ZWANGSLÄUFIGE ERGEBNIS DER BRITISCHEN DEMOKRATIE BEI DER ABKEHR VON EINER POLITIK DER ABRÜSTUNG. Das daraus entstandene Buch unter dem Titel WHY ENGLAND SLEPT wurde mit 40.000 verkauften Exemplaren zu einem Bestseller. Kennedys Ansprache zum Beginn seiner Präsidentschaft 21 Jahre danach sollte — nach Franklin D. Roosevelts erster Antrittsrede vom 4. März 1933 — zu der am häufigsten zitierten Rede aller Amtseinführungen amerikanischer Präsidenten im 20. Jahrhundert werden. Jenes, an seine Landsleute gerichtete Wort

»And so, my fellow Americans: ask not what your country can do for you — ask what you can do for your country«

wird bis heute immer wieder aufgegriffen. Es ist bezeichnend, dass JFK diese Aufforderung an seine Landsleute um die an seinen Leitmotiven ausgerichtete Dimension der nationenübergreifenden Verantwortung erweiterte, wenn gleich dieser Aspekt in der nachhaltigen Rezeption der Rede deutlich geringeren Widerhall gefunden hat. Mit einem Appell an die weltbürgerliche Gemeinschaft verstärkte der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika seine Position:

»My fellow citizens of the world: ask not what America will do for you, but what together we can do for the freedom of man.«

## FORUM UNIVERSITÄT

Wenn nachgeborene Generationen verstehen wollen, was John F. Kennedy charakterisierte, warum sich seine Entschlossenheit zum Frieden und zur Überwindung der Rassendiskriminierung auf viele seiner Zeitgenossen einzigartig übertragen konnte und warum letztlich so viele Menschen überall auf der Welt seinen Tod in gewisser Weise als Verlust eines elementaren Stücks der Zukunft empfunden haben, wie es Ted Sorensen einmal beschrieben hat, dann gilt es dabei auch, den Ort Universität zu berücksichtigen.

Es sind immer wieder Universitäten, die JFK ganz bewusst als Forum für seine Reden und Diskussionen wählte. Zeit seines politischen Wirkens suchte Kennedy den Austausch und

die Ansprache in den Universitäten. Er vertrat konsequent seine Grundüberzeugung, die er geradezu beispielhaft in einer Rede 1958 in der Universität von Wisconsin formulierte:

»Wir brauchen keine politischen Gelehrten, deren Bildung so spezialisiert geworden ist, dass sie sie von der Teilnahme an den Tagesereignissen abhält. Was wir brauchen sind Leute, die weite Gebiete des Wissens überschauen und sich der Abhängigkeit der zwei Bereiche — der Politik und des akademischen Wissens — klar bewusst sind.«

Er wollte den Hochschulabsolventen als Führungsnachwuchs des Landes ihre besondere Verpflichtung zur konstruktiven Teilhabe an politischer Gestaltung aufzeigen.

Es sollte ebenso zu dem neuen Politikstil des späteren Präsidenten gehören, sich Ratgeber aus der Wissenschaft zu holen. Und immer wieder warb Kennedy in den Universitäten gegenüber den *Future Leaders of this State and Country* mit rationalen Argumenten für seine Friedensvision:

»In a time of turbulence and change, it is more true than ever that knowledge is power; for only by true understanding and steadfast judgement are we able to master the challenge of history.«

Worte von zeitloser Gültigkeit, ausgesprochen am 23. März 1962 an der University of California at Berkeley. Das Einfordern tätiger Mitverantwortung, deren wahrnehmbarer Ausdruck für John F. Kennedy wohl immer auch ein Zeichen von Zivilcourage gewesen sein muss, zieht sich wie ein Leitfaden durch alle Jahre seines politischen Wirkens und gewinnt in den Reden des Sommers 1963 noch einmal einen herausragenden Stellenwert.

So beschließt John F. Kennedy, frustriert durch die stagnierenden Verhandlungen über ein nukleares Teststoppabkommen zwischen den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion, eine zur Abschlussfeier der American University in Washington geplante Rede am 10. Juni 1963 in eine *Friedensrede* umzuwidmen »the most important topic on earth: peace« eine Absicht, von der nur ein kleiner Kreis von Personen, darunter Theodore C. Sorensen, wusste. Kennedy wendet sich in dieser Rede an die Amerikaner — auch an Hardliner in seiner eigenen Administration — an die Sowjets, die Chinesen und die Europäer gleichermaßen. Schon in seinen Eingangsbemerkungen erinnert er seine Zuhörer daran,

dass die American University 1914 von Woodrow Wilson eröffnet worden war, jenem amerikanischen Präsidenten, der mit seinem Vierzehen-Punkte-Programm unter entschiedener Abkehr von der tradierten Isolationspolitik zum Impulsgeber für die Gründung des Völkerbundes geworden war und dessen weltpolitische Weichenstellungen Kennedy zweifellos einzuordnen wusste.

Nicht ohne Grund kennzeichnen daher Wilsons Friedenspolitik und dessen Verständnis einer Mitwirkungspflicht der Intellektuellen am Gemeinwohl auch den Hintergrund für Kennedys einleitende Gedankenführung zu seiner *strategy of peace* unter den gewandelten ökonomischen und politischen Bedingungen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Er führte aus:

»Professor Woodrow Wilson once said that every man sent out from a university should be a man of his nation as well as a man of his time, and I am confident that the men and women who carry the honour of graduating from this institution will continue to give from their lives, from their talents, a high measure of public service and public support.«

Wie tief verwurzelt diese Überzeugung war, wird noch dadurch bestärkt, dass Kennedy diesen Gedanken selbst in seiner Rede aus Anlass der Verleihung der Ehrendoktorwürde an der Freien Universität Berlin sechzehn Tage später auch seinen deutschen Zuhörern pointiert nahe brachte:

»The scholar, the teacher, the intellectual, have a higher duty than any of the others, for society has trained you to think as well as do.«

Ohne diesen Anspruch des strategischen Visionärs an sich selbst und an die anderen fehlte seiner Entschlossenheit, Frieden, Freiheit und zudem bürgerrechtliche Gleichheit im eigenen Land entscheidend voranzubringen, die fundamentale Gestaltungskraft in der politischen Wirklichkeit.

## PRÄGNANZ UND PRÄGUNG

Betrachtet man im Abstand von Jahrzehnten die Zeitspanne der Präsidentschaft Kennedys von 1961 bis 1963 mit ihren außerordentlichen Ereignissen, dann gilt einmal mehr, was Ernst Cassirer, der Bewunderer Präsident Roosevelts, als Lehrer an der Yale University in seinem

amerikanischen Exil 1944 in seinem Spätwerk *VERSUCH ÜBER DEN MENSCHEN* prägnant zusammengefasst hat. Der Kulturphilosoph schrieb:

*»In der politischen Geschichte interessieren uns keineswegs bloß die Fakten. Wir wollen nicht nur die Aktionen verstehen, sondern auch die Akteure. Unser Urteil über den Verlauf von politischen Ereignissen ist abhängig von der Vorstellung, die wir uns von den daran beteiligten Personen machen. Sobald wir diese Personen in einem neuen Licht sehen, müssen wir auch unsere Meinungen über die Ereignisse ändern.«*

Wer also war JFK? In aller Kürze: Ein willensstarker und aufgeschlossener Mann des Jahrgangs 1917 mit irischen Wurzeln, aus einer der berühmtesten und reichsten amerikanischen Familien der Ostküste mit katholischer Herkunft und zugleich früh konfrontiert mit den Schrecken des Lebens durch familiäres Unglück wie eigene gesundheitliche Probleme. Ebenso beeinflusst durch vielfältige Reiseindrücke aus dem alten, längst im politisch gefährlichen Umbruch befindlichen Europa. Nach erfolgreichem Studium mit dem Hauptfach der Politischen Wissenschaften ein Harvard-Absolvent des Jahres 1940, ein aktiver Marineoffizier im Süd-Pazifik, geprägt durch eigene schwerwiegende Kriegserlebnisse und den Verlust des älteren Bruders bei einem Flugzeugeinsatz 1944 in Europa. Zudem ein aufstrebender hochintelligenter Politiker, der sich nach dem Kriegsende mit 28 Jahren zunächst kurz journalistischen Aufgaben widmete, darunter auch der Berichterstattung über die Gründungsversammlung der Vereinten Nationen, um dann mit nur 29 Jahren nach einem bedeutenden persönlichen Sieg — im für die Partei der Demokraten ansonsten wenig erfolgreichen Wahlkampf — im November 1946 als *Neuling* inmitten von 435 Kongressabgeordneten ins Repräsentantenhaus in Washington einzuziehen. Im November 1952 wurde er zum U.S. Senator von Massachusetts gewählt. Dann schließlich führte ihn sein Weg der Übernahme öffentlicher Ämter im Januar 1961 ins Weiße Haus und damit ins Zentrum höchster weltpolitischer Macht. Und wer waren seine politischen Mit-Akteure während seiner Präsidentschaft? Menschen, die allesamt auf die eine oder andere Weise geprägt waren von den Erfahrungen des nicht einmal zwanzig Jahre zurückliegenden Zweiten Weltkrieges und seinen weltpolitischen Hinterlassenschaften in Amerika, in der Sowjetunion, in Japan, in Europa und nicht zuletzt in einem zweigeteilten

Deutschland mit dem seit 1945 in vier Sektoren geteilten Berlin mit seinem so genannten Vier-Mächte-Status. Der Stadt, in der JFK 1963 einer jubelnden Menschenmenge nur sechzehn Tage nach seiner, der amerikanischen Außenpolitik eine inspirierende Wendung gebenden *Friedensrede* in der American University sein berühmtes Freiheitsbekenntnis zurief:

*»As a free man, I take pride in the words ICH BIN EIN BERLINER!«*

Jenen, die den Kommunismus und seine jeglichen Freiheitsanspruch negierende staatliche Realität befürworteten oder auch nur als eine politische Alternative akzeptierten, antwortete er mit einem eindringlich wiederholten *»Let them come to Berlin«*

## BERLIN — EIN BEISPIEL

Der Status und die politische Symbolhaftigkeit Berlins beschäftigten John F. Kennedy, so darf man vermuten, schon seit den dramatischen Ereignissen um die Berlin-Blockade 1948. Er wusste um die Schwierigkeiten von Handlungsoptionen für Amerika als westliche Führungsmacht. Mitten in seinem Nominierungswahlkampf widmete Senator Kennedy im März 1960 eine Rede in der University of Wisconsin ausschließlich diesem Thema. Im Nachhinein liest sich diese Rede JFK's fast wie eine gedankliche Vorbereitung auf die Ereignisse im August 1961. Nach der dramatischer Zuspitzung der Berlin-Krise durch den Beginn des Mauerbaus schrieb der dann amtierende Präsident John F. Kennedy in einem informellen Antwortbrief an den Regierenden Bürgermeister Willy Brandt:

*»Da dieses brutale Schließen der Grenze ein deutliches Bekenntnis des Versagens und der politischen Schwäche darstellt, bedeutet dies offensichtlich eine grundlegende sowjetische Entscheidung, die nur durch Krieg rückgängig gemacht werden könnte. Weder Sie noch wir noch irgendeiner unserer Verbündeten haben jemals angenommen, dass wir an diesem Punkt einen Krieg beginnen müssten.«*

Während des schwierigen und fortschrittslosen Wiener Gipfeltreffens zu Abrüstungsfragen Anfang Juni 1961 hatte der Staats- und Parteichef Nikita Chruschtschow mit der Übergabe des so genannten Berlin-Memorandums gegenüber dem amerikanischen Präsidenten die Forderung nach einer Entmilitarisierung Berlins erneuert und ein weiteres Ultimatum bis zum Ende des

Jahres gesetzt. Die fragile Nachkriegsweltordnung entlarvte einmal mehr ihre gefährliche Instabilität. Und Berlin hatte eine Schlüsselrolle darin. Am 25. Juli 1961 wandte sich Kennedy in einer gut halbstündigen Rundfunk- und Fernsehansprache an die Amerikaner und die Welt, nachdem er sich trotz Kritik an seinem Schweigen drei Wochen öffentlich nicht zur Zuspitzung der Berlin-Krise geäußert, aber intensive Hintergrundgespräche geführt hatte. Selbst Jahrzehnte später beeindruckt es, mit welcher Vermittlungstiefe und Anschaulichkeit der amerikanische Präsident seinen Landsleuten die Berlin-Krise in ihren Entwicklungslinien der Nachkriegsjahre durchaus unter Berücksichtigung der Sicherheitsinteressen Moskaus verdeutlicht, aber unmissverständlich die grundsätzliche Bedeutung dieser Stadt für die freie Welt aufzeigt.

»Wir beabsichtigen nicht, uns unserer Pflicht gegen die Menschheit zu entziehen, eine friedliche Lösung zu suchen«, erklärte der Präsident, ließ aber keinen Zweifel an seiner wertgebundenen Handlungsstrategie:

»As signers of the UN Charter we shall always be prepared to discuss international problems with any and all nations that are willing to talk — and listen — with reason [...] but the freedom of that city is not negotiable.«

Es sind die berühmten *three essentials*: Anwesenheit der Westmächte, freier Zugang nach Berlin, Aufrechterhaltung der Lebensfähigkeit West-Berlins, die als nicht verhandelbar galten.

Tausende von Menschen suchten seit langem Monat für Monat Zuflucht aus der DDR in West-Berlin. »Weil sie fürchten, in einem gigantischen Gefängnis eingeschlossen zu werden«, erklärte Willy Brandt voller Verärgerung über die Untätigkeit der Bundesregierung am Abend des 12. August 1961 in Nürnberg und fügte hinzu:

»Die Deutschen haben den Anspruch darauf, dass zu ihnen ebenso offen gesprochen wird, wie es Präsident Kennedy seinem Volk und der ganzen Welt gegenüber getan hat.«

Es war jene, nicht einmal vier Wochen zurückliegende Rundfunk- und Fernsehansprache aus dem *Weißes Haus*, auf die sich Brandt bezog und die als etwas Außerordentliches in der zeitgenössischen Welt des Politischen gewertet werden muss.

In den frühen Morgenstunden des 13. August

1961 begannen die ersten Maßnahmen zur Errichtung eines Stacheldrahtzaunes mitten durch Berlin. Die Teilung nahm auch äußere Gestalt an. Was in der unmittelbaren Situation von vielen — darunter Politiker, Journalisten, Intellektuelle — als Schwäche, Unentschlossenheit und Untätigkeit gerade seitens der Vereinigten Staaten von Amerika interpretiert wurde, war tatsächlich das besonnene Widerstehen ihres Präsidenten gegenüber den aus Emotion, Angst und Ohnmachtsgefühl geleiteten Handlungserwartungen vor allem in Deutschland.

Wie unbeschreiblich der psychologische Druck gewesen sein muss, davon zeugen die persönlichen Worte Präsident Kennedys in seiner Juli-Ansprache an die Nation. Eine auch heute noch bewegende Beschreibung der Einsamkeit in einem Staatsamt mit der Entscheidungsgewalt über Krieg und Frieden. Es sind Worte, die in das Entstehungsmosaik der *strategy of peace* dieses Präsidenten gehören:

»I would like to close with a personal word. When I ran for the Presidency of the United States, I knew that this country faced serious challenges, but I could not realize — nor could any man realize who does not bear the burdens in this office — how heavy and constant would be those burdens. Three times in my lifetime our country and Europe have been involved in major wars. In each case serious misjudgements were made on both sides of the intentions of others, which brought about great devastation. Now, in the thermonuclear age, any misjudgement on either side about the intentions of the other could ran more devastation in several hours than has been wrought in all the wars of human history.«

Der Präsident entschied sich für Rationalität in einer irrationalen Welt — auch um den Preis der Anfeindung. Er nutzte die direkte Form der Kommunikation mit der Öffentlichkeit über Rundfunk und Fernsehen und warb mit der Waffe des Argumentes für einen neuen Kurs einer Entspannungspolitik mit der Sowjetunion und ihrem Einflussbereich. Besonnenheit und Rationalität, die JFK schon in seiner Ansprache im Juli zur Berlin-Krise vermittelt hatte, blieben der Handlungsmaßstab des amerikanischen Präsidenten, der dennoch sehr wohl um die Bedeutung symbolischer Akte als Teil der Realpolitik wusste. Er schickte seinen Vizepräsidenten und General Lucius D. Clay, den Militärgouverneur des amerikanischen Sektors in den Jahren 1947 bis 1949 und *Helden* der Luftbrücke, nach Berlin, wo sie nach einer Zwischenlandung in Bonn am

Abend des 18. August eintrafen und von Hunderttausenden jubelnd begrüßt wurden. Die geheime Instruktion von Präsident Kennedy an Lyndon B. Johnson lautete:

»Sehr geehrter Herr Vizepräsident! Ich bin Ihnen dankbar, dass Sie diesen Auftrag in Deutschland und Westberlin kurzfristig übernommen haben. Der Hauptzweck Ihrer Mission ist, die Bevölkerung von West-Berlin zu beruhigen und zugleich ein offenes Gespräch mit Bürgermeister Willy Brandt zu führen [...] um zu versuchen, ihm klarzumachen, dass es in den kommenden Monaten sehr wichtig sein wird, vor-schnelle Kritik am jeweils anderen zu vermeiden.«

Enttäuscht von der Zurückhaltung der westlichen Alliierten hatte sich Willy Brandt außerhalb jeglichen politischen Protokolls am 16. August 1961 in einem *persönlichen* und *informellen* Brief direkt an das amerikanische Staatsoberhaupt gewandt und geschrieben:

»Nach der Hinnahme eines sowjetischen Schrittes, der illegal ist und als illegal bezeichnet worden ist, und angesichts der vielen Tragödien, die sich heute in Ostberlin und in der Sowjetzone abspielen, wird uns allen das Risiko letzter Entschlossenheit nicht erspart bleiben.«

Es blieb nicht bei dem informellen Brief, sondern Willy Brandt verstärkte den Erwartungsdruck und die Emotionalität von mehreren hunderttausend Berlinern noch am selben Tag öffentlich mit den Schlüsselsätzen seiner Rede vor dem Schöneberger Rathaus:

»Wir fürchten uns nicht. Ich habe heute dem Präsidenten der Vereinigten Staaten, John F. Kennedy, in aller Offenheit unsere Meinung gesagt. Berlin erwartet mehr als Worte. Berlin erwartet politische Aktion.«

Die schriftliche Antwort des amerikanischen Präsidenten an den Regierenden Bürgermeister, vom Vizepräsidenten persönlich übergeben, fiel unverkennbar kühl aus. Sie ließ keinen Zweifel an der Friedensmaxime trotz der »in Amerika auf Abscheu gestoßenen Maßnahmen der sowjetischen Regierung und ihrer Marionetten in Ost-Berlin« aufkommen und fasste die Entscheidungen eindeutig zusammen:

»Dennoch ist die sowjetische Aktion zu ernst für unzulängliche Gegenschritte. Ich selbst lehne die meisten Maßnahmen, die vorgeschlagen worden sind — selbst die meisten der Vorschläge in ihrem Brief — deshalb ab, weil sie nur Kinderspiel sind verglichen

mit dem, was geschehen ist. [...] Nach sorgfältiger Überlegung habe ich selbst beschlossen, dass die beste Sofortreaktion eine wesentliche Verstärkung der westlichen Garnisonen ist. Die Bedeutung dieser Verstärkung ist symbolischer Natur — aber nicht nur symbolisch. Wir wissen, dass die Sowjetunion weiter besonderen Nachdruck auf ihre Forderung nach Aufhebung des alliierten Schutzes für Westberlin legt. Wir glauben, dass selbst eine bescheidene Verstärkung unsere Zurückweisung dieses Gedankens unterstreichen wird.«

Die Welt stand am Rande eines neuen Krieges. John F. Kennedy, der Commander-in-Chief, entschied sich gegen ein militärisches Eingreifen und für ein Krisenmanagement mit Zivilcourage, deren Dimension in den machtpolitischen Einflusskonstellationen jener Zeit erst sehr viel später in das zeitgeschichtliche Bewusstsein gedrungen ist. John F. Kennedy sollte zwei Jahre später an jenem 26. Juni 1963 auf seiner Berlin-Visite nach seinen Entscheidungen des kühlen Kopfes 1961 nun auch die Herzen der Berliner erobern. Sie zeigten es ihm bis zu seinem Abschied am Flughafen Tegel. Während seines Weiterfluges nach Dublin sagte er zu Theodore Sorensen, der einen wesentlichen Anteil auch an den Berliner Reden des Präsidenten gehabt hatte: »We'll never have another day like this one as long as we live.«

Die Ereignisse um die zweite Berlin-Krise begannen die Bundesrepublik Deutschland und ihre politische Wirklichkeit zu verändern. Willy Brandt, von Anhängern mit dem jugendlich-charismatischen Kennedy verglichen, konnte das Wahlergebnis für die SPD in der Bundestagswahl am 17. September 1961 deutlich verbessern und die absolute Mehrheit der CDU in der Bundesrepublik Deutschland brechen. Letztlich trug auch Brandts Entspannungspolitik der *Annäherung durch Wandel*, die mit der sozialliberalen Koalition unter seiner Führung 1969 beginnen sollte, den Friedensimpetus John F. Kennedys und seiner Administration aus den frühen sechziger Jahren weiter in sich.

## VISIONEN MIT KONSEQUENZEN

Visionen und Strategien fallen nicht vom Himmel. Auch die *strategy of peace* des amerikanischen Präsidenten war das Ergebnis vielfältiger Erfahrungen und tiefer Einsichten, eines szenarienreichen Diskurses mit anderen, aber sicher-

lich auch und nicht zuletzt Ausdruck individueller Kraft an »kühner, vorausschauender Phantasie« von John F. Kennedy selbst.

Der Visionär Kennedy wäre nicht zugleich der Politiker Kennedy gewesen, hätte er nicht immer aufs Neue die unverzichtbare Handlungskonsequenz für jeden einzelnen benannt und eingefordert. Nur vier Wochen nach seiner triumphalen Europa-Reise und seiner Station in West-Berlin wandte sich Kennedy am 26. Juli erneut in einer grundlegenden, von Hoffnung inspirierten Rundfunk- und Fernsehansprache an das amerikanische Volk. Der inzwischen vielfach geprüfte *Idealist ohne Illusionen* beschrieb schonungslos die Gefahren eines nuklearen Krieges in ihrer zerstörerischen Einzigartigkeit, um die Bedeutung des so genannten *Nuclear Test Ban Treaty* zwischen den USA, Großbritannien und der Sowjetunion als »einen Schritt weg vom Krieg« zu kennzeichnen. Es war das erste Waffenkontrollabkommen im Nuklearzeitalter, dessen Vertragstext am 5. August 1963 nach nur fünfzehn Verhandlungstagen von den Außenministern in Moskau unterzeichnet werden konnte. Diese erste Weichenstellung in Richtung Abrüstung bleibt mit der *Friedensrede* Kennedys an der American University untrennbar verbunden.

Es unterscheiden sich viele der damaligen Gründe für kriegerische Gefahren und Kämpfe von den heutigen. Aber nicht minder gilt in der Gegenwart, was Kennedy seinen Landsleuten 1963 verdeutlichte:

»No one can be certain what the future will bring [...]. But history and our own conscience will judge us harsher if we do not now make every effort to test our hopes by action.«

Am 24. September 1963 stimmte der Senat dem *Vertrag zum Verbot von Nuklearwaffentests in der Atmosphäre, im Weltraum und unter Wasser*, mit überwältigender Mehrheit zu. Am 7. Oktober 1963 ratifizierte Präsident John F. Kennedy das Abkommen und sagte nach der Zeremonie im *Weißen Haus*:

»In its first two decades the age of nuclear energy has been full of fear, yet never empty of hope. Today the fear is a little less and the hope a little greater. For the first time we have been able to reach an agreement which can limit the dangers of this age.«

Am 10. Oktober 1963 trat der Vertrag in Kraft, kaum mehr sechs Wochen vor dem Attentat auf den amerikanischen Präsidenten.

Nur einen Tag nach seiner *Friedensrede* datiert eine in der gleichen freiheitlichen Humanität gründende Rundfunk- und Fernsehansprache, mit der John F. Kennedy seinen Landsleuten am 11. Juni 1963 ankündigte:

»Next week I shall ask the Congress of the United States to act, to make a commitment it has not fully made in this century to the proposition that race has no place in American life or law.«

In diesen beiden Reden des demokratischen Präsidenten der aufeinander folgenden Tage im Juni 1963 finden seine Visionen von der *world of*



*peace* und der *world of law* in all' ihren Wechselwirkungen zueinander. Am 19. Juni 1964, fast auf den Tag genau ein Jahr nach den beiden wegweisenden Grundsatzreden JFK's zur Friedensverantwortung in der Welt und zur Überwindung der Rassentrennung in den USA, wurde das Bürgerrechtsgesetz zur Aufhebung der Rassentrennung verkündet. Martin Luther King erhielt im selben Jahr den Friedensnobelpreis, und das amerikanische Nachrichtenmagazin *Time* ernannte ihn zum *MANN DES JAHRES 1964*. Am 4. April 1968 wurde auch der Führer der gewaltlosen Bürgerrechtsbewegung ermordet.

JFK steht — in den Metaphern seines kenntnisreichen Biographen Robert Dallek — für »ein

*unvollendetes Leben*« und »*eine unvollendete Präsidentschaft*«. Wer mag widersprechen? Wer mag sich einen Augenblick vorstellen, welchen Weg die Welt genommen hätte in der Stabilisierung durch *friedliche Koexistenz* ohne das Attentat? Und doch: Seine vernunftgelenkte Vision von der Möglichkeit des Friedens in der Welt wirkt ungebrochen. Für Zeitzeugen wie den Historiker Fritz Stern, Jahrgang 1926, ist diese *brillante* Rede bis heute präsent, wenn auch der wagemutige Friedensaufruf vom 10. Juni 1963 in Amerika insgesamt zunächst kaum Wirkung, wo nicht Ablehnung hervorrief, während sie in der Sowjetunion sehr schnell übersetzt und verbreitet wurde. Selbst Jahrzehnte nach der Rede des amerikanischen Präsidenten hat sie nichts von der Kraft an Entschlossenheit zur Friedensverantwortung in der Welt verloren — auch wenn die friedliche Überwindung des Kalten Krieges sowie der Teilung Deutschlands und Berlins, deren Entstehung und permanente Virulenz Kennedys Aufruf für *a world of peace and law* in seiner Zeit maßgeblich geprägt haben, endlich 1989 erreicht werden konnte. Was auch unter veränderten politischen Weltkonstellationen bleibt, ist die Anstrengung zum Frieden als kontinuierliche Verpflichtung zu jeder Zeit, an jedem Ort, in einer jeden neuen Generation:

»*Genuine peace must be the product of many nations, the sum of many acts. It must be dynamic, not static, changing to meet the challenge of each new generation*«.

Der Enthusiasmus millionenfach praktizierter politischer Teilhabe zur demokratischen Überwindung von Stagnation in den Vereinigten Staaten von Amerika des Jahres 2008 belegt einmal mehr, wie wichtig die authentische Vermittlung werteorientierter Leitziele und des über den Tag hinausreichenden Selbstvertrauens in ihre Erreichbarkeit im politischen Leben eines Landes tatsächlich sind. Dies könnte auch Menschen hierzulande verdeutlichen, dass Veränderungsprozesse nicht aus Parteiprogrammen mit taktischem Flügelproporz und ebenso wenig aus

einem flachen, Ängste instrumentalisierenden Populismus heraus initiiert werden, sondern einzig aus der für andere erfahrbaren Authentizität von Menschen, die sich mit Phantasie und unermüdlichem Veränderungswillen dem Fortschritt durch Wandel stellen. Wissend, wie es JFK 1963 zeitlos gültig auf den Begriff gebracht hat:

»*Our problems are manmade — therefore, they can be solved by man. [...] For peace is a process — a way of solving problems*«.

Der überzeugende Grund, sich dieser humanen Verpflichtung zu stellen, findet sich ebenfalls unverwechselbar in den für jede Generation geltenden Worten der *Friedensrede* John F. Kennedys:

»*In the final analysis ... we all inhabit this small planet. We all breathe the same air. We all cherish our children's future; and we are all mortal*«.

Bleibt zu hoffen, dass Kennedys unermüdliches politisches Werben und faktenreiches Wirken für *a peaceful competition* unter den Völkern durch den Ausgang der Präsidentschaftswahlen des Jahres 2008 einmal mehr bekräftigt werden. Der neuen Friedensentschlossenheit jenseits des Atlantiks könnte eine *new strategy of peace* folgen und vom künftigen Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika in gemeinsames politisches Handeln überführt werden, denn: »*We need men who can dream of things that never were, and ask why not*« — so John F. Kennedy in einer Rede in Dublin vor dem irischen Parlament am 28. Juni 1963 während seiner letzten Europa-Reise vor 45 Jahren.

# Theodore C. Sorensen

## interviewed by DIE REDNER

**SPEECH WRITER AND AVISOR (1953 – 1963)**

April 4, 2008

**DR** You were at American University when JFK delivered what many think of as the finest speech of his presidency. What are your memories of that situation?

**TCS** Let me begin by saying that the previous day JFK had spoken on civil rights (far from Washington, in Honolulu) to the United States Conference of Mayors. He was asking the mayors of our major cities to help him address the problem of continuing discrimination against our black citizens, and the civil rights issue was the major domestic issue facing the country. We flew back from Honolulu and worked on the final revisions in his address for American University commencement the next day enroute. He liked the draft, he made some changes in it, he telephoned from the plane to his national security advisor George Bundy, who also approved of the speech, and he asked Bundy not to circulate it among the usual national security chieftains in the departments of state, defense, and otherwise, because he did not want them *a)* to change and weaken the speech, or *b)* to leak it in advance to those on the right who might prepare for the speech by building opposition in advance. We reached Andrews Airforce Base outside Washington on the morning of June 10, which was a Monday, and if I recall correctly, I went straight from the airport to American University. The President, being President, got to go home and change his clothes and take a bath and shave, who knows, maybe even had time for a few moments of closing his eyes. Then he came out to American University. If I recall correctly, the speech was being delivered outdoors, perhaps on a playing field or a stadium of some kind, and a special platform and seating had been prepared, and I sat in the back, a little weary, as I knew he must be, from the long journey we had just completed out to Hawaii and back.

But I knew that the speech was a good one. It was the speech of all his speeches in which I poured my own heart and conviction. Intuit,

I was satisfied that it had his complete support and conviction, I also knew that it was unprecedented. No president had ever called for a reexamination of the Cold War between East and West, between the forces of democracy led by the United States and the forces of communism led by the Soviet Union.

**DR** So this is clearly more than a commencement speech. Why did the two of you choose this rather unusual channel for international communication?

**TCS** The President often used his major speeches as the opportunities to communicate to Americans, but sometimes to the world, the principles of the United States, the values of the United States in which he believed. We had been talking ever since the Cuban missile crisis the previous November about the need for a speech on peace. Kennedy and Soviet chairman Chrushev had in effect peered down a nuclear gun barrel at each other during those thirteen days that historians now describe as the most dangerous thirteen days in the history of mankind, and I believe both of them came to the conclusion that there must be some better way to resolve their differences than to risk nuclear war, which in turn would risk the incineration of the world. And so we had talked about the need to find an opportunity to make a speech on peace.

And at university commencement in Washington, which would have the attention of not only the US government, but diplomats from many governments, seemed a very logical location, particularly a university which had some traditional interest in international relations. And the timing was also affected by a report we heard that the Soviets were reconsidering their own situation as a result of the Cuban missile crisis, in which without firing a shot Kennedy had induced the Soviets to withdraw their nuclear missiles from Cuba. Chrushev was receiving some criticism from hardliners from within his own government, and from the Chinese commu-



nists, for looking like a so-called paper tiger once the US imposed a quarantine or blockade to prevent further Soviet missiles or nuclear equipment from reaching the island of Cuba. And so one would be intermediary told us the Soviets either had to show that there was some gain from taking a policy of accommodation and non-belligerence toward the United States and the West, or they would have to go back to their more belligerent ways. And they hoped the United States would make a move before the Soviet Central Committee Presidium or other decision-making bodies had a showdown on this policy issue. And that was all the more reason why early June seemed like a logical time for Kennedy to make that speech.

**DR** One of the sentences that stands out is “we are all mortal”, it turns that speech into a statement about the human condition rather than the particular political situation. Was that really your sense at the time, that the future of humanity was at stake in this conflict?

**TCS** Well, of course the so-called Cold War engendered a nuclear arms race in which weapons of mass destruction were as never before being stockpiled in both the West and the Soviet Union, and those weapons had a capacity to destroy the world many times over. The world came dangerously close to a nuclear exchange during the Cuban missile crisis. It was only thanks to Kennedy’s cool head and cautious restraint that no such explosion occurred but the world, as he says in the speech, knows that one cannot drive the other side into a corner in which it has no choice except humiliating retreat or a dangerous escalation. So the theme of danger to the entire world can also be found in Kennedy’s inaugural address two-and-a-half years earlier, and it can be found in other statements that he had made both before and particularly after the Cuban missile crisis.

**DR** That particular speech was received and translated across the globe. How did you assess its impact, both at the time and in retrospect?

**TCS** Interestingly, it received comparatively little attention in the United States. The country was so accustomed to the Cold War, the opposition party and even the conservatives and more hawkish members of Kennedy’s own party were so accustomed to the insistence on a tough, harsh, unyielding stand that they didn’t quite grasp the fact at first that the President of the

United States had gone in a totally different direction. No president had ever done that before, calling for a reexamination of the Cold War, calling for a reexamination of our relations with the Soviet Union, even expressing some sympathy for the Soviet Union’s losses during World War Two, which no outsider had previously done, and then calling for an examination of what we mean by peace itself — not a *Pax Americana* forced on the rest of the world by American arms, which had been essentially the American policy since the beginning of the Cold War almost eighteen years earlier. So Kennedy was pleased that Chrushev responded to the speech, permitted it to be read and heard throughout Moscow and other parts of the Soviet Union, and subsequently issued an invitation to negotiations in Moscow for a new treaty limiting or banning the testing of nuclear weapons.

**DR** Today we think of JFK as a very charismatic figure. Did he have as much charisma as we like to think, and if so, where did it come from?

**TCS** Well, I suppose a sociologist or psychologist may be required to analyze where JFK’s charisma arose — it had a lot to do with his extraordinarily good looks, a young, smiling, slender figure, always full of energy; it came from his sense of humor, his ability to articulate deep thoughts, strong convictions and principles; his ability to reach out to almost every crowd, to build bridges to almost every individual or group of individuals or even nations and states in the world. So it was natural, as I have often said, that the secret was that he had no secret, he was an ordinary human being who had a bad back and a sick father and a little child and a beautiful wife, and he clearly enjoyed life.

**DR** As advisor and special counsel to JFK, you were part of the inner circle, doing much to shield him from anti-Catholic prejudice, for instance. Yet the two of you were so different — what brought you together? Did you consider yourself a friend of JFK?

**TCS** My relationship with him for eleven years was professional, political, but in many ways it was not social — it was personal, of course, because for four of those years we went to every one of the fifty states together, we worked together, we planned together, we build his presidential campaign together. The answers to all these questions, I must tell you, and a great many more, including the background of this

speech, are contained in a book which is being published on May 6th, only a few weeks away now, my memoirs, a book called COUNSELOR.

**DR** The AU speech was delivered both before and after another one of JFK's civil rights addresses. How were those two issues — peace and civil rights — related? Did the two of you see in the advancement of civil rights also another way to demonstrate his commitment to peace to the Soviet Union?

**TCS** An active, responsible president of the United States is not able to choose which crises and challenges arise, much less the days on which they arise. The speech on the Cold War at American University I have explained was delivered on that particular day because it seemed an appropriate time and place. But the domestic crisis of civil rights arose in part because Kennedy's inaugural had stirred passions among many people in the United States who thought that human rights could be preserved at home as well as around the world, that justice could be secured, that difficult tasks should be taken on, and one of those areas of spontaneous generation was the civil rights area, the rights for America's black citizens who had for decades, if not centuries been forced to live in a second-class status. Organizations, mobilization, demonstrations on that issue were beginning and increasing in 1963, and there was fear of violence on both sides. It was a national issue and the President felt that he as President had an obligation to respond to it, and as a result we had begun work on comprehensive legislation to send it to Congress, as well as executive orders to be signed by the President. He had spoken on the issue, as I said, the previous day, on June 9th in Honolulu, to the nation's mayors, asking for their help. But it turns out that on the day following the American University speech, the civil rights crisis came to a head at the University of Alabama, where the court had ordered the admission of two very qualified black students, and the governor of California (Alabama), George Wallace, was determined to prevent their admission. After a highly televised, somewhat sensationalized but behind-the-scenes choreographed confrontation, the President decided that the evening of June 11th was also an appropriate evening for a nationally televised address ... on that issue. And that was his second-greatest speech as President, and it is an extraordinary coincidence that those two speeches, the June 10 American University speech on

peace and the June 11 national television speech on civil rights came within roughly thirty hours of each other. And both represented complete reversals of US policy under the ... young President.

**DR** What was JFK's relationship to Brandt and his foreign policy agenda?

**TCS** Bear in mind that ... it was in many ways that period in June represented not only two of JFK's greatest speeches (and two of the greatest speeches ever made by an American president since Lincoln), it was also a period of other outstanding decisions, actions, programs, promulgations by President Kennedy. ... June 10 and 11 we have talked about, but less than two weeks later he was in Berlin, speaking from the steps of the city hall, as it as it was ... called, and that was one of his most famous speeches, which he concluded with the words, *"As a free man I take great pride in describing myself as a citizen of Berlin, Ich bin ein Berliner."*

Willy Brandt was the mayor of West Berlin at that time, and met with Kennedy and with me on that trip. He was in many ways the West Germans' Kennedy. Kennedy had in America succeeded to the presidency after eight years of President Eisenhower, who was a much older man and provided a very different kind of, shall we say, standard, cautious leadership. At the time of the Kennedy trip to Germany, one of his reasons was to assure the continued support of Germany in the Western alliance, because the chancellor of West Germany at that time, Konrad Adenauer, was a good deal older than Kennedy, and to some extent suspicious that Kennedy's talk about East-West peace and reconciliation, and reexamination of the Cold War might mean some kind of deal between East and West in which he, Adenauer, in particular, and Germany in general might not have their interests fully represented, and Kennedy was trying to demonstrate by his trip through ... West Germany at that time that there was support for his foreign policy views in general and for his leadership in particular, and Willy Brandt I don't believe needed a lot of persuading, I think he felt Kennedy was on the right track all along.

**DR** Let me conclude with a question that relates to us and what we are trying to do, which is to refocus attention onto the creative power of the spoken word. You have said elsewhere that campaigns have to offer more than a new agenda, they also have to give new life to the very

idea of politics and democracy. So where do you think artists come in?

**TCS** Artists are essentially communicators. They communicate not necessarily through the same kinds of language that a political speaker does, but they can communicate through art, and that art can be enhanced if words and music are put together. Since the earliest times the nations' songs and of music, particularly when put to words, have been the means of enhancing the power and meaning and memorableness, the impact of those words.



So my hope is that your work will not only serve to remind people in Germany and elsewhere of the Kennedy message of June 10, 1963, but make more people study, think about, and remember those words even more than they might otherwise do so.

I should tell you that during this past year an American professor of economics and the environment has been the annual BBC lecturer, and he has stated in his lecture that he believes Kennedy's American University speech is

the answer to today's global problems.

# Theodore C. Sorensen im Interview mit den REDNERN

REDENSCHREIBER UND SONDERBERATER VON JOHN F. KENNEDY (1953 – 1963)

14. April 2008

**DR** Viele halten JFK's Rede an der American University für die beste seiner Präsidentschaft. Sie waren dabei, an welche Details erinnern Sie sich?

**TCS** Lassen Sie mich zunächst erwähnen, dass JFK am Vortag auf der Jahreskonferenz der Bürgermeister über die Bürgerrechte gesprochen hatte — weit weg von Washington, in Honolulu. Er bat die Bürgermeister unserer Großstädte um Hilfe, um das Problem der andauernden Diskriminierung gegen unsere schwarzen Bürger zu lösen. Die Bürgerrechte waren das zentrale innenpolitische Thema, mit dem sich das Land auseinanderzusetzen hatte. Wir flogen von Honolulu zurück und überarbeiteten noch einmal seine Rede zur Abschlussfeier der American University. Mein Textvorschlag gefiel ihm. Er machte ein paar Änderungen, rief aus dem Flugzeug seinen Nationalen Sicherheitsberater George Bundy an und bat Bundy, der ebenfalls mit dem Redetext einverstanden war, die Rede nicht an die üblichen Hauptlinge der Nationalen Sicherheit in den Außen-,Verteidigungs- und sonstigen Ministerien weiterzuleiten. Denn er wollte verhindern, dass sie *a)* die Rede ändern und abschwächen oder *b)* die Rede jenen auf der politischen Rechten zukommen lassen, die schon vorab Widerstand organisieren würden. Wir erreichten die außerhalb Washingtons gelegene Andrews Airforce Base am Morgen des 10. Juni, einem Montag, und wenn ich mich recht erinnere, fuhr ich direkt vom Flughafen zur American University. Der Präsident hatte, wie es sich für einen Präsidenten gehört, die Gelegenheit, nach Hause zu fahren, sich umzuziehen, zu baden und sich zu rasieren. Wer weiß, vielleicht hatte er sogar Zeit, kurz die Augen zuzumachen. Dann kam er an die American University.

Wenn ich mich recht erinnere, wurde die Rede im Freien vorgetragen, möglicherweise war es ein Sportplatz oder eine Art Stadion. Man hatte extra eine Plattform errichtet und für Bestuhlung gesorgt, ich saß hinten, ein wenig müde, wie er wohl auch, nach unserer langen Reise nach

Hawaii und zurück. Aber ich wusste, dass es eine gute Rede war. Von all seinen Reden war es die, die mir selbst zur Herzensangelegenheit geworden war, die meine eigenen Überzeugungen zum Ausdruck brachte. Ich war zufrieden und hatte das Gefühl, dass er die Rede vollkommen unterstützte und von ihr überzeugt war. Ich wusste auch, dass es eine solche Rede noch nie gegeben hatte. Kein Präsident hatte je zu einer Neubewertung des Kalten Krieges zwischen Ost und West aufgerufen, zwischen den Kräften der Demokratie, angeführt durch die Vereinigten Staaten, und den Kräften des Kommunismus, angeführt durch die Sowjetunion.

**DR** Die Rede war weit mehr als eine Abschlussrede. Warum haben Sie und JFK sich für diesen Weg entschieden, um eine internationale Botschaft zu übermitteln?

**TCS** Der Präsident hat häufig seine großen Reden genutzt, um Amerikanern, manchmal aber auch der Welt, die Prinzipien, die Werte der Vereinigten Staaten zu vermitteln, an die er glaubte. Seit der Kuba-Krise im November des Vorjahres hatten wir über die Notwendigkeit einer Rede zum Thema Frieden gesprochen. Während dieser 13 Tage, die Historiker heute als die 13 gefährlichsten Tage der Menschheit beschreiben, hatten Kennedy und der sowjetische Staats- und Parteichef Chruschtschow faktisch atomare Geschütze aufeinander gerichtet. Beide kamen wohl zu dem Schluss, dass es einen besseren Weg geben musste, Konflikte auszutragen, als einen Atomkrieg zu riskieren, der die Welt in Brand gesetzt hätte. Wir hatten daher darüber gesprochen, dass wir eine Gelegenheit für eine *Friedensrede* finden mussten. Eine Abschlussfeier in Washington, die nicht nur von der US-Regierung, sondern von diplomatischen Vertretern vieler Regierungen beachtet würde, schien uns ein nahe liegender Veranstaltungsort zu sein, vor allem an einer Universität, an der internationale Beziehungen traditionell eine wichtige Rolle spielen. Der Zeitpunkt wurde auch durch einen Bericht beeinflusst, den wir gehört hatten.

Nach der Kuba-Krise, in der Kennedy, ohne einen Schuss abzugeben, die Sowjets dazu gebracht hatte, ihre Atomraketen aus Kuba abzuziehen, bewerteten die Sowjets angeblich ihre eigene Situation neu. Chruschtschow wurde von Hardlinern in seiner eigenen Regierung und von den chinesischen Kommunisten kritisiert, weil er wie ein Papiertiger ausgesehen hatte, nachdem die USA eine Blockade eingerichtet hatten, um zu verhindern, dass weitere sowjetische Raketen oder atomare Anlagen die Insel Kuba erreichen. Ein Vermittler berichtete uns, dass die Sowjets entweder einen Nachweis brauchten, dass eine Politik der Annäherung und der Konfliktvermeidung den USA und dem Westen gegenüber von Vorteil für die Sowjetunion war, oder zu ihrer angriffslustigen Politik zurückkehren würden. Und sie hofften, dass die Vereinigten Staaten sich bewegten, bevor das Sowjetische Zentralkomitee, das Präsidium oder andere Entscheidungsgremien sich in eine Machtprobe über diese Frage verwickelten. Das war ein weiterer Grund, warum Anfang Juni sich als Zeitpunkt für eine Kennedy-Rede anbot.

**DR** Einer der besonderen Sätze ist »*wir sind alle sterblich*«, er machte die Rede zu einem Statement über das Menschsein an sich, über eine bestimmte politische Situation hinaus. Ging es Ihrer Meinung nach in diesem Konflikt um die Zukunft der Menschheit?

**TCS** Nun, der so genannte Kalte Krieg hatte natürlich zu einem Wettrüsten geführt, in dem sowohl im Westen als auch in der Sowjetunion so viele Massenvernichtungswaffen wie nie zuvor angehäuft wurden. Mit diesen Waffen hätte man die Welt gleich mehrfach zerstören können — die Welt kam während der Kuba-Krise einem nuklearen Schlagabtausch gefährlich nah. Nur weil Kennedy einen kühlen Kopf bewahrt und mit vorsichtiger Zurückhaltung agiert hatte, kam es nicht zu einer solchen Explosion. Denn wie er auch in seiner Rede sagt, weiß jeder, dass man die andere Seite nicht in eine Ecke drängen kann, in der sie nur die Wahl hat zwischen einem demütigenden Rückzug oder einer gefährlichen Eskalation. Das Thema einer Gefährdung der ganzen Welt findet sich auch in Kennedys Amtsantrittsrede zweieinhalb Jahre zuvor, auch in anderen Stellungnahmen vor und vor allem nach der Kuba-Krise.

**DR** Die *Friedensrede* wurde auf der ganzen Welt gehört und übersetzt. Welche Wirkung hat sie

Ihrer Meinung nach gehabt, damals und im Rückblick?

**TCS** Interessanterweise hat man ihr in den USA damals wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Das Land war den Kalten Krieg so gewohnt. Die Oppositionspartei und selbst die konservativen Falken in Kennedys eigener Partei hatten das Festhalten an einer harten, schroffen, unnachgiebigen Position so verinnerlicht, dass sie zunächst gar nicht begriffen, dass sich der Präsident der Vereinigten Staaten in eine ganz andere Richtung bewegt hatte. Noch nie hatte ein Präsident zu einer Neubewertung des Kalten Krieges, zu einer Neubewertung unserer Beziehungen zur Sowjetunion aufgerufen, sogar Anteilnahme für die Verluste gezeigt, die die Sowjetunion im Zweiten Weltkrieg erlitten hatte. Kein Außenstehender hatte dies je getan und dann zu einem Nachdenken darüber aufgerufen, was wir unter Frieden verstehen — keine *Pax Americana*, die dem Rest der Welt mit Waffen aufgezwungen wurde, wie es im Wesentlichen Grundlage amerikanischer Außenpolitik seit Beginn des Kalten Krieges 18 Jahre zuvor gewesen war. Kennedy war zufrieden, dass Chruschtschow auf die Rede antwortete und erlaubte, dass sie in Moskau und anderen Teilen der Sowjetunion gelesen und gehört wurde, und daraufhin nach Moskau einlud, um über einen neuen Vertrag zur Begrenzung oder zum Verbot von Atomwaffentests zu verhandeln.

**DR** JFK ist uns vor allem als charismatischer Redner in Erinnerung. Hatte er tatsächlich so viel Charisma? Worauf ging es zurück?

**TCS** Nun, ich vermute, da bedarf es wohl eines Soziologen oder Psychologen, um herauszufinden, worauf JFK's Charisma zurückzuführen ist. Es hatte viel mit seinem außerordentlich guten Aussehen zu tun: er war jung, schlank, immer voller Energie; mit seinem Sinn für Humor, seiner Fähigkeit, bedeutende Gedanken, starke Überzeugungen und Prinzipien in Worte zu fassen; mit seiner Gabe, fast jedes Publikum erreichen zu können, Brücken zu fast jedem Einzelnen, jeder Gruppe, sogar Nationen und Staaten der Welt zu schlagen. Es war also offensichtlich, wie ich oft betont habe, dass sein Geheimnis darin bestand, dass er kein Geheimnis hatte. Er war ein ganz normaler Mensch mit Rückenschmerzen und einem kranken Vater und einem kleinen Kind und einer hübschen Frau, und er genoss eindeutig das Leben.

**DR** Als Sonderberater von JFK waren Sie Teil des engsten Mitarbeiterstabes und nicht zuletzt darum bemüht, ihn vor anti-katholischen Anfeindungen zu bewahren. Sie waren so unterschiedlich, was brachte Sie zusammen? Sahen Sie sich als Freund JFK's?

**TCS** Meine elfjährige Beziehung zu ihm war professionell, politisch, aber in vieler Hinsicht nicht privat. Sie war natürlich persönlich, über vier Jahre bereisten wir jeden einzelnen der 50 Bundesstaaten, wir arbeiteten zusammen, wir entwickelten seine Präsidentschaftskampagne zusammen. Ich muss Ihnen sagen, dass die Antwort auf alle diese Fragen, und viele weitere, in einem Buch enthalten sind, das am 6. Mai 2008 veröffentlicht wird, in wenigen Wochen, meine Memoiren: ein Buch mit dem Titel COUNSELOR.

**DR** Die *Friedensrede* wurde direkt vor und nach weiteren Reden JFK's zum Thema Bürgerrechte gehalten. In welchem Zusammenhang standen diese beiden Themen — Frieden und Bürgerrechte? Gingen Sie beide davon aus, dass ein Ausbau der Bürgerrechte eine weitere Möglichkeit bot, der Sowjetunion zu demonstrieren, dass JFK das Thema Frieden ernst nahm?

**TCS** Ein verantwortlicher Präsident der Vereinigten Staaten kann sich, solange er im Amt ist, nicht aussuchen, welche Krisen und Herausforderungen sich ihm stellen, erst recht nicht, an welchem Tag sie sich stellen. Wie bereits erläutert, wurde die Rede zum Kalten Krieg an der American University an diesem Tag gehalten, weil Ort und Zeitpunkt geeignet erschienen. Die innenpolitische Krise entstand zum Teil, weil Kennedys Amtsantrittsrede bei vielen Menschen in den Vereinigten Staaten Begeisterung auslöste, bei Menschen, die daran glaubten, dass Menschenrechte in den USA wie in der Welt gesichert, Gerechtigkeit durchgesetzt und schwierige Aufgaben in Angriff genommen werden können. Einer der Bereiche dieser spontanen Entwicklung waren die Bürgerrechte, Rechte für Amerikas schwarze Mitbürger, die über Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte gezwungen worden waren, in einem Status zweiter Klasse zu leben. Organisationen, Mobilisierungen, Demonstrationen zu diesem Thema begannen und wurden 1963 stärker, und auf beiden Seiten gab es Angst vor Gewalt. Es war ein nationales Thema und der Präsident war überzeugt, dass er als Präsident die Pflicht hatte, darauf zu reagieren. Und so hatten wir begonnen, umfassende Gesetze zu erarbeiten und an den Kon-

gress zu schicken, dazu Anordnungen, die durch den Präsidenten zu unterzeichnen waren. Er hatte diesem Thema, wie erwähnt, bereits am 9. Juni eine Rede vor den Bürgermeistern des Landes gewidmet und sie um Hilfe gebeten. Die Bürgerrechtskrise spitzte sich am Tag nach der Rede an der American University an der Universität von Alabama zu, die durch ein Gericht verpflichtet worden war, zwei sehr kompetente schwarze Studenten zuzulassen, was der Gouverneur von Alabama, George Wallace, unbedingt verhindern wollte. Nach einer landesweit im Fernsehen übertragenen, etwas übertrieben dargestellten, aber im Hintergrund choreographierten Konfrontation, entschied der Präsident, dass der Abend des 11. Juni der geeignete Moment für eine nationale Fernsehansprache zu diesem Thema sein würde. Das war seine zweitwichtigste Rede als Präsident. Es ist ein außerordentlicher Zufall, dass diese beiden Reden, die *Friedensrede* an der American University am 10. Juni und die Fernsehansprache über Bürgerrechte am 11. Juni innerhalb von etwa 30 Stunden gehalten wurden. Beide Reden stellten eine komplette Abkehr des jungen Präsidenten von der bisherigen US-Politik in diesen Bereichen dar.

**DR** Ein kurzer Blick auf Deutschland: Wie war JFK's Verhältnis zu Brandt und seiner Außenpolitik?

**TCS** Denken Sie daran (auch darüber finden Sie mehr in meinem Buch), dass diese Zeit im Juni nicht nur für zwei von JFK's größten Reden (und zwei der größten Reden, die überhaupt seit Lincoln von einem amerikanischen Präsidenten gehalten wurden) stand, sondern auch eine Zeit anderer wichtiger Entscheidungen, Handlungen, Programme, Erklärungen Präsident Kennedys war — in meinem Buch führe ich sie im Detail auf — Über den 10. und 11. Juni haben wir gesprochen, aber weniger als zwei Wochen später war er in Berlin und sprach auf den Stufen des Rathauses. Das war eine seiner berühmtesten Reden, er beendete sie mit den Worten: »Als freier Mann bin ich stolz darauf, mich als Bürger Berlins zu beschreiben; Ich bin ein Berliner«.

Willy Brandt war damals Bürgermeister West-Berlins und traf sich auf dieser Reise mit Kennedy und mir. In vieler Hinsicht war er der Kennedy der Westdeutschen. Kennedy war in Amerika acht Jahre nach Eisenhower Präsident geworden, einem wesentlich älteren Mann, der einen ganz anderen, sagen wir, konventionellen, vorsichtigen Führungsstil vertrat. Zur Zeit von Kennedys Deutschlandreise war eines seiner

Anliegen, Deutschland auch weiterhin die Unterstützung der westlichen Allianz zuzusichern. Denn der damalige deutsche Kanzler, Konrad Adenauer, war um einiges älter als Kennedy, und hatte den Verdacht, dass Kennedys Gerede von Ost-West-Frieden, Annäherung und einer Neubewertung des Kalten Krieges einen Deal zwischen Ost und West bedeuten könnte, in dem seine und Deutschlands Interessen nicht umfassend berücksichtigt werden würden. Kennedy versuchte durch seine Reise nach West-Deutsch-



land, Unterstützung für seine außenpolitischen Ansichten und seine Regierung zu demonstrieren. Und Willy Brandt musste, denke ich, kaum überzeugt werden, er ging wohl davon aus, dass Kennedys Ansatz der einzig richtige war.

Zum Schluss eine Frage über DIE REDNER und ihr Projekt, die Kreativität des gesprochenen Wortes in den Vordergrund zu stellen. In einem anderen Zusammenhang sprachen Sie davon, dass politische Kampagnen mehr bieten müssen als neue Inhalte, sie

müssen auch der Idee von Politik und Demokratie neuen Schwung geben. Welche Rolle spielt

dabei die Kunst?

**DR** Künstler sind im Wesentlichen Kommunikatoren. Sie teilen sich nicht notwendigerweise in der gleichen Sprache mit wie ein politischer Redner, aber sie kommunizieren durch Kunst und diese Kunst kann verstärkt werden, wenn Worte und Musik zusammenwirken. Schon immer sind die Lieder und Musik eines Landes, vor allem wenn sie von Worten begleitet werden, ein Mittel gewesen, um die Kraft, Bedeutung und Denkwürdigkeit, also die Wirkung **TICS** Worte zu erhöhen. Ich hoffe, dass Ihre Arbeit nicht nur dazu beiträgt, dass sich die Menschen in Deutschland und anderswo an die Botschaft Kennedys vom 11. Juni 1963 erinnern, sondern dass sich mehr Menschen als bisher mit diesen Worten auseinandersetzen, über sie nachdenken und sich an sie erinnern. Ich sollte noch erwähnen, dass ein amerikanischer Professor für Wirtschaft und Umwelt im letzten Jahr der BBC Annual Lecturer war und in seinem Vortrag erklärte, Kennedys Rede an der American University sei die Antwort auf die globalen Probleme von heute.

---

# response.UN.ability

## Deutscher Bundeswehreinsatz in Afghanistan

**E**s gäbe »kein politisches Prinzip, mit welchem der Rückfall von der Menschlichkeit in die Barbarei sittlich gerechtfertigt werden könnte«. Mit diesem Satz hatte Helmut Schmidt in seiner Rede vom 20.10.1977 im Deutschen Bundestag einen eindrucksvollen Beitrag zum politischen Diskurs geleistet. Dieser Diskurs im Zeichen von politischer und persönlicher Verantwortung in Zeiten des Terrors hat den REDNERN den wesentlichen Anstoß zu ihrer Auseinandersetzung mit dem Thema Deutscher Bundeswehreinsatz in Afghanistan gegeben. Die Rede in RESPONSE.UN.ABILITY ist ein Tatsachenbericht; Heike Groos erzählt in einem Interview mit den REDNERN von ihrer Zeit als Bundeswehrärztin in Afghanistan.

Das Prinzip der Verantwortung meinten DIE REDNER, sei auch ein individuelles, und ließe sich nicht alleine in den Zentren der Macht entscheiden; Verantwortung bleibt vor allem in Hinblick auf junge Menschen wichtig, denn Schmidt mahnt, dass Demokratie nicht allein aus dem Prinzip der Bildung von Mehrheiten bestehe, »sondern ihre letztlich existenzielle Begründung findet die Demokratie in der Humanisierung des unvermeidlichen Umganges mit der Macht«.

Die Würde des Menschen stehe also im Mittelpunkt — Dies meint auch die Würde des Andersdenkenden. Aber wer aus diesem Prinzip herausträte und dafür »das Faustrecht der Gewalt setzt«, erlebe die Auswegslosigkeit, »in der vermeintliche Macht bis in Selbstzerstörung umschlagen kann.«

Dieser Standpunkt war für DIE REDNER auch eine klare Stellungnahme in Richtung persönlicher Verantwortung, die sich vom Prinzip der staatlichen Gewalt nicht einfach abkoppeln lasse.

Heike Groos und Helmut Schmidt hatten an verschiedenen Punkten der Deutschen Geschichte Verantwortung übernommen. Die Frage nach unserer persönlichen Verantwortung spiegelt sich auch beim Lesen der folgenden Fakten, also im Komplex *Afghanistan* wider.

Die Beschäftigung mit der folgenden Chronologie möchte wichtige Berührungspunkte der Fakten, zu unserem Leben herstellen und diese, gefiltert durch die ästhetische Begegnung widerspiegeln.



---

# response.UN.ability

## Engagement de la Bundeswehr en Afghanistan

Il n'y aurait « *aucun principe politique permettant de justifier le retour de l'humanité à la barbarie* ».

Avec cette phrase, Helmut Schmidt apporta, dans son discours du 20.10.1977 au Bundestag, une contribution impressionnante au discours politique. Ce discours, placé sous le signe de la responsabilité politique et personnelle en période de terreur, a décidé DIE REDNER à traiter du thème de l'engagement allemand de la Bundeswehr en Afghanistan. Le discours dans RESPONSE.UN.ABILITY est un rapport de faits ; Heike Groos parle dans une interview AVEC DIE REDNER de son temps passé en Afghanistan en tant que médecin de la Bundeswehr.

Selon DIE REDNER, le principe de responsabilité serait également individuel et ne serait pas seulement décidé dans les centres du pouvoir ; la responsabilité reste importante, en particulier pour les jeunes générations, car Schmidt rappelle que la démocratie ne consiste pas uniquement à suivre le principe de constitution de majorités, mais que « *la justification existentielle ultime de la démocratie réside dans l'humanisation de l'inévitable maniement du pouvoir* ».

La dignité humaine serait ainsi au centre, ce qui inclut également celle de la personne ayant une autre opinion que la notre. Mais celui qui ne respecterait pas ce principe et utiliserait « *la violence selon la loi du plus fort* », se retrouverait dans une situation sans issue dans laquelle « *le pouvoir présumé peut se retourner contre soi et conduire jusqu'à l'auto-destruction* ».

Ce point de vue était aussi POUR DIE REDNER une prise de position claire quant à la responsabilité personnelle, difficile à séparer du principe du pouvoir étatique.

Heike Groos et Helmut Schmidt ont pris leurs responsabilités en divers moments de l'Histoire allemande. La question de notre responsabilité personnelle se reflète également dans la lecture des faits suivants, donc dans le complexe *Afghanistan*.

Le travail sur la chronologie suivante vise à créer des points de contact entre les faits et notre vie et les représenter, transformés grâce à la rencontre esthétique.

---

# Afghanistan

## »Telegramm-Punkte«

### FAKTEN DES DEUTSCHEN BUNDESWEHR-EINSATZES IN AFGHANISTAN

Das Mandat für die Beteiligung deutscher Soldaten am ISAF-Einsatz wurde am 22. Dezember 2001 erteilt.

Die ISAF wird auch als (Internationale) Afghanistan-Schutztruppe bezeichnet. Laut Bundeswehr wird der Einsatz in Afghanistan mit den Worten begründet:

*»Die Anschläge des 11. Septembers 2001 wurden dort geplant und vorbereitet. Das militärische und zivile Engagement Deutschlands in Afghanistan dient somit der deutschen Sicherheit.«*

—  
Beim Bundeswehr-Einsatz in Afghanistan sind bisher 52 deutsche Soldaten ums Leben gekommen, 34 davon bei Gefechten oder Anschlägen. (Stand Juni 2011)

### CHRONOLOGIE:

2001

Der Deutsche Bundestag erteilt das Mandat für die deutsche Beteiligung am ISAF-Einsatz auf Basis der UN-Resolution 1386.

—  
Der Sicherheitsrat der Vereinten Nationen:

*Verabschiedung der Resolution 1386 Einrichtung einer internationalen Sicherheitsbeistandstruppe für einen Zeitraum von sechs Monaten, Vereinbarung über provisorische Regelungen in Afghanistan bis zum Wiederaufbau dauerhafter Regierungsinstitutionen*

2002

Absturz eines CH-53-Hubschraubers, sieben deutsche Soldaten kommen ums Leben.

—  
Der Deutsche Bundestag beschließt eine Verlängerung des Mandates für die internationale Schutztruppe in Kabul. Gleichzeitig wird beschlossen, ab Februar 2003 gemeinsam mit den Niederlanden die Führung von ISAF zu übernehmen und das deutsche Kontingent auf bis zu 2.500 Soldaten zu verstärken.

—  
Der Sicherheitsrat der Vereinten Nationen beschließt mit der Resolution 1444 eine Verlängerung des Mandates für die Internationale ISAF-Schutztruppe über den 20. Dezember 2002 hinaus für ein Jahr.

—  
Der Deutsche Bundestag verlängert das Mandat für die Beteiligung der Bundeswehr an ISAF bis zum 20. Dezember 2002.

—

125 deutsche Soldaten nehmen an einem Hilfskonvoi über das Hindu-kuschgebirge in das nordafghanische Erdbebengebiet teil.

—

Deutschland übernimmt die taktische Führung der multinationalen Brigade in Kabul (KMNB)

—

Beim Entschärfen einer Flugabwehrrakete sowjetischer Bauart sterben in Kabul zwei deutsche Soldaten.

—

Deutsche Soldaten beteiligen sich erstmals an Patrouillen in Kabul.

—

Das Vorauskommando der ISAF trifft in Kabul ein, Die Gesamtoperation ISAF steht unter britischer Führung (Lead Nation).

2003

Die Führung des PRT-Projekts ISAF-Insel Kunduz wird von den amerikanischen Streitkräften an die NATO übergeben. Die deutschen Soldaten in Kunduz unterstützen Entwaffnung und Reintegration ehemaliger Kämpfer in Afghanistan.

—

Die ersten 27 Bundeswehrsoldaten treffen in Kunduz ein.

—

Der Deutsche Bundestag beschließt die Ausweitung des Mandats für den Einsatz der Bundeswehr in Afghanistan. Damit sind die Voraussetzungen für das PRT-Projekt ISAF-Insel Kunduz geschaffen. Bis zu 450 deutsche Soldaten sollen in der nordafghanischen Provinz den wirtschaftlichen, politischen und sozialen Wiederaufbauprozess unterstützen.

—

Der Weltsicherheitsrat beschließt die Ausweitung des ISAF-Mandats für Gebiete auch außerhalb Kabuls. Gleichzeitig wird eine Verlängerung des Mandats für weitere zwölf Monate beschlossen.

—

Ein deutscher Konvoi, der sich auf der Fahrt zum Kabul International Airport befindet, wird durch ein Selbstmordkommando angegriffen. Mittels einer in einem Taxi gezündeten Bombe wird ein deutscher Bus zerstört. Vier Soldaten verlieren ihr Leben, 29 werden zum Teil schwer verletzt.

—

Erkundungsfahrt: Deutsches Fahrzeug fährt auf eine Mine.

Dabei kommt ein Soldat ums Leben, ein weiterer wird verletzt.

—

Deutschland und die Niederlande werden Lead-Nation in Afghanistan.

2004

Der Deutsche Bundestag stimmt einer Fortsetzung der deutschen Beteiligung an der NATO-geführten Internationalen Schutztruppe in Afghanistan (ISAF) für weitere zwölf Monate zu. Die Personalobergrenze der Bundeswehr beträgt 2.250 Soldaten.

—

Die ersten deutschen Soldaten treffen in Feyzabad ein. Unfall, bei dem sich ein mit 18 US-Soldaten besetzter LKW überschlägt.

Übernahme notfallmedizinischer Versorgung durch deutsche Kräfte.

Fünf schwer und mehrere leicht verletzte Soldaten.

2005

Beschluss, das ISAF-Mandat um ein weiteres Jahr zu verlängern. Die Personalobergrenze der Bundeswehr wird von 2.250 auf 3.000 Soldaten

erhöht. Deutschland stellt mit Brigadegeneral Markus Kneip den ersten Regional Commander North (RC North) der ISAF-Truppen.

14. November 2005 in Rustaq: zwei Bundeswehrsoldaten getötet und drei weitere sowie mehrere Afghanen verletzt.

2006

Der Deutsche Bundestag beschließt, das ISAF-Mandat um ein weiteres Jahr zu verlängern.

—

Das Camp Marmal in Mazare Sharif wird in der Steppe Nordafghanistans errichtet. Es ist mit rund 1.000 Soldaten das größte Feldlager der Bundeswehr im Ausland.

—

Kabul: Sprengstoffanschlag auf deutsches Fahrzeug der ISAF. Ein Soldat getötet, zwei weitere schwer verletzt.

2007

Oberst Michael Hochwart neuer Kommandeur des Provincial Reconstruction Team Feyzabad.

—

Bundestag stimmt dem Antrag der Bundesregierung über Verlängerung des Einsatzes um weitere zwölf Monate zu.

—

Selbstmordanschlag in Kunduz: drei Bundeswehrsoldaten getötet, fünf weitere sowie ein Afghane schwer verletzt.

2008

Kunduz: Selbstmordanschlag auf deutsche Patrouille, zwei Bundeswehrsoldaten getötet.

—

Verlängerung des Einsatzes deutscher Soldaten in Afghanistan auf 14 Monate.

—

In Kunduz kommt ein deutscher Soldat ums Leben, drei weitere werden verletzt.

—

Bundeswehr stellt die Quick Reaction Force (QRF) des Regionalkommandos Nord in Afghanistan.

2009

Verlängerung des Einsatzes deutscher Soldaten in Afghanistan um weitere zwölf Monate.

—

Kunduz: vier Soldaten gefallen.

—

Südlich von Kunduz: NATO-Bombardierung des von Taliban gestohlenen deutschen Tanklastzuges, nach NATO-Einschätzung wurden 142 Menschen, darunter viele Zivilisten, getötet und weitere verletzt, mit Abstand größte Zahl von Opfern durch einen Einsatz in der Geschichte der Bundeswehr.

2010

Pol-e Khomri: Provinz Baghlan, Selbstmordanschlag: Ein deutscher Soldat gefallen, vierzehn verwundet.

—

Deutsche ISAF-Kräfte im Rahmen einer laufenden Operation im Raum

Baghlan beschossen. Vier Soldaten gefallen.

—

Kunduz: deutsche Sicherungskräfte beschossen. Drei deutsche Soldaten gefallen.

—

Erhöhung der Mandatsobergrenze von 4.500 auf 5.350 Soldatinnen und Soldaten in Afghanistan.

—

Zustimmung des Deutschen Bundestags-Beteiligung an NATO-AWACS-Aufklärungsflügen in Afghanistan.

—

Drei deutsche Soldaten gefallen. Sechs Soldaten verwundet, zwei von ihnen schwer. In Kundus ein Soldat mittelschwer und drei leicht verwundet.

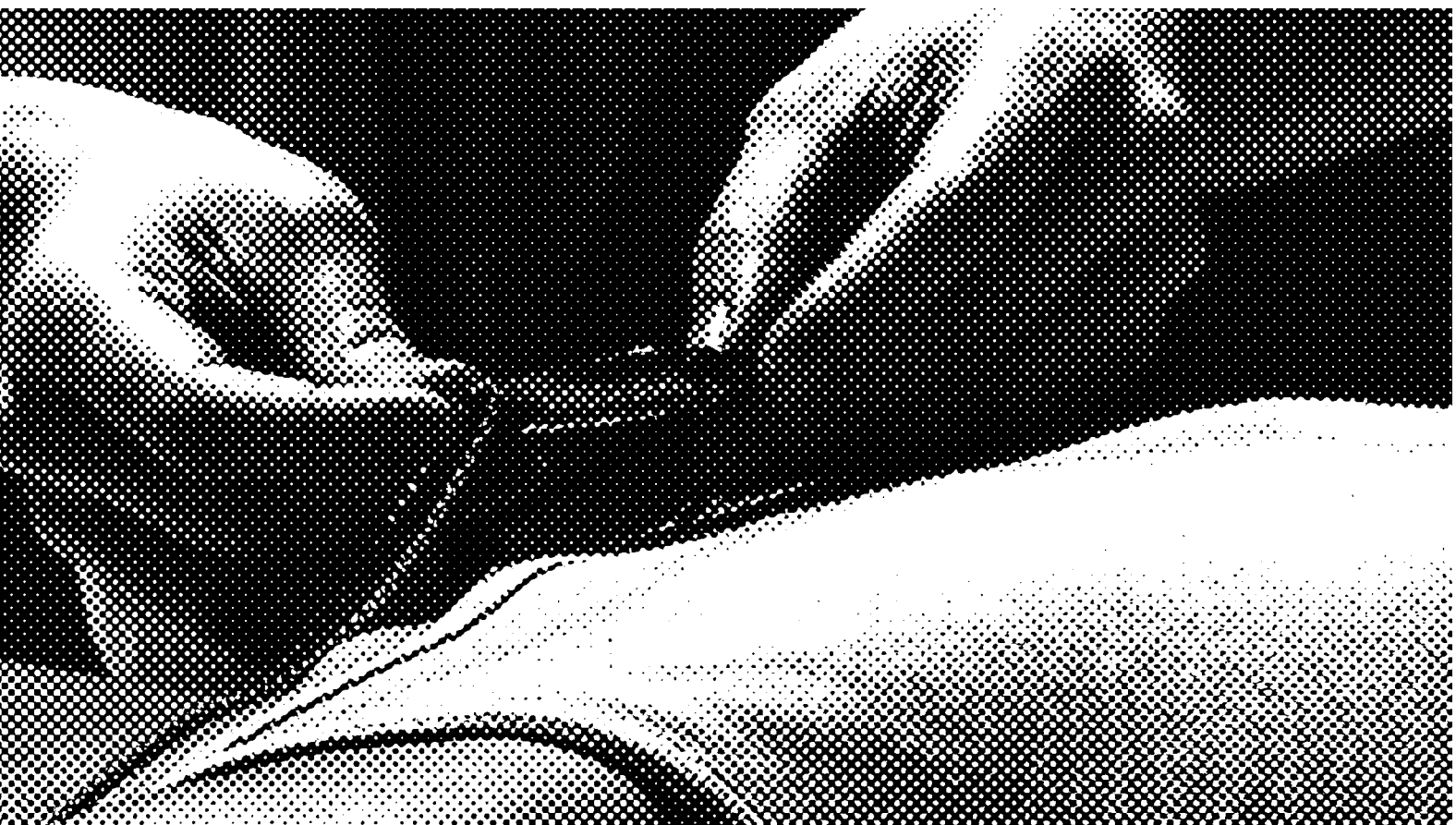
—

Verlängerung des Bundestagsmandats um weitere zwölf Monate.

---

Quelle: Bundeswehr

---



# Heike Groos im Interview mit den REDNERN

29. September, 2009

Der Volksmund sagt:

**»EIN MANN SOLL EIN HAUS BAUEN,  
EINEN BAUM PFLANZEN UND EIN KIND  
ZEUGEN.«**

**ICH BIN EINE FRAU UND ICH ARBEITE IN  
MÄNNERWELTEN,**

**BEI DER BUNDESWEHR,  
IN KRANKENHÄUSERN,  
IM RETTUNGSDIENST.**

**ICH HABE MICH ANGEPASST.  
ICH HABE DREI HÄUSER GEBAUT,  
FÜNF KINDER GEBOREN,  
UND UNZÄHLIGE BÄUME GEPFLANZT.**

**ABER IRGENDWIE WAR DAS NICHT GENUG,  
ALSO HABE ICH EIN BUCH GESCHRIEBEN.  
UND DANN NOCH EINES.**

**JEDEN TAG LEBE ICH SO,  
ALS WÄRE ES MEIN LETZTER,  
SO WIE MARTIN LUTHER:**

**»AUCH WENN ICH WÜSSTE, DASS MORGEN  
DIE WELT ZUGRUNDE GEHT, WÜRDEN ICH  
HEUTE NOCH EINEN APFELBAUM PFLANZEN.«**

**HEIKE GROOS**

## Auszug aus RESPONSE.UN.ABILITY

Mittlerweile wussten wir ja auch, was passiert war, ne? Das also dieser Selbstmordattentäter mit einem dieser gelben Taxis unsern Bus gerammt hatte, und der hatte eine halbe Tonne Sprengstoff an Bord so dass der Bus und das Taxi zusammen in die Luft geflogen sind, also ne ... Und ihn hat's dabei also wirklich in tausend Teile zerlegt.

Und unsere Kameraden, die in dem Bus gesessen hatten, die waren auf dem Weg nach Hause. Die hatten ihren sechsmonatigen Einsatz hinter sich von 6 Monaten und waren auf dem Weg zum Flugplatz in Kabul, um nach Deutschland zurück zu fliegen. Also über 20, die alle samt und sonders verletzt waren. Da war keiner unverletzt. Die meisten wurden aus dem Bus rausgeschleudert. Da war'n wie gesagt keine Scheiben mehr drin, nichts, also eine ungeheu're Wirkung muss diese Explosion gehabt haben.

Also, aber, wir mussten aber so 'nen groben Überblick wenigstens gewinnen. Also hab ich so 'nen Filzstift genommen und hab denen einfach auf die Haut irgendwo 'ne Zahl geschrieben, damit ich dann sehen konnte, wenn ich jemand traf: *Ach, den hab ich schon mal gesehen, den hab ich schon mal gezählt.*

Aber so nach wie gesagt 50 Minuten waren die Verletzten alle weg und mit einem Mal war auch dieser ganze Lärm verschwunden, und die ganzen Autos verschwunden, die ganzen Motorengeräusche und, ähm, da war'n eben auch nur noch die Toten und meine Kollegin und ich. Weil wir gesagt haben, wir können die doch hier jetzt nicht so liegen lassen. Und da war es dann sehr, sehr still.

Ja und wir haben dann die drei so neben einander gelegt, so an den Strassenrand und, ... also haben wir die so gerade hingelegt und die Sachen so'n bisschen, die Klamotten so'n bisschen zurecht gezupelt, ne ... und haben die zugedeckt ... und ... Ja, dann fielen uns dann diese Erkennungsmarken in die Hand. Und jetzt wussten wir auf einmal nicht mehr weiter. Was macht man eigentlich damit, ja? Und wir konnten uns jetzt irgendwie gar nicht vorstellen, aber irgendjemand musste die ja kriegen, ne? Ja, und dann kam der General, das ist ja der Ober Ober Boss, ja, der wird schon wissen, was er damit macht, dem geb' ich die jetzt.

Und ausserdem soll der auch mal sehen, ja? Ich wollte den mit ins Boot holen, ja? Sollst mal sehen, wie das is', ja? Und deswegen hab ich ihm die gegeben. Ja, und dann is' ihm ja ein bisschen, wie man bei uns so sagt, die Kraft aus dem Gesicht gefallen.

Und das war dann, wo wir dann diesen Jungen trafen, der sich dann halt nicht beruhigen ließ. Und, und der sagte: *»Ich kann mich doch nicht ausruhen, ich kann mich doch nicht ausruhen. Ich muss doch meinen Freund suchen, nannte immer den Namen. Ich muss doch den sowieso suchen«.*

*»Wen suchst du?«* Da sagte er noch mal den Namen, und wir dachten wieder an die Erkennungsmarken und dachten: *So eine Scheiße.*

Wat sagt man da?

Und dann fiel uns dann nichts besseres ein als zu sagen:

*»Du brauchst nicht mehr zu suchen«.*

Was er dann auch verstanden hat.

**DR** Warum bist du nach Afghanistan gegangen?

**HG** Also mal abgesehen davon, dass es ja zum Job gehörte und alle diese Dinge, war ich einfach neugierig. So ein bisschen Abenteuerlust; und ich bin eigentlich immer neugierig auf alles Neue und Andere und gucke alles immer gerne an und probiere alles immer gerne aus. Wie gesagt mal ganz unabhängig von den ganzen wirtschaftlichen, finanziellen usw. Notwendigkeiten und Zwängen. Die Bundeswehr ist ein total sicherer Arbeitgeber und in den letzten Jahren war es ja nie irgendwie gefährlich oder riskant, so hab ich das auch nicht gesehen. Da hieß es halt Afghanistan und da hab ich gedacht: Ja klar, ne? Aber unter ganz anderen Vorstellungen, als das was dann natürlich nachher kam. Es war dann so: Anderes Land, anderer Kulturkreis. Da würdest du ja im Urlaub niemals hinfahren, und so kam das, da bin ich dann einfach so rein geraten.

**DR** Hattest du eine Vorstellung, was dich dort erwarten könnte?

**HG** Nee gar nicht, ich bin ganz naiv da hingegangen. Einfach nur so: mal gucken. Ich wusste gar nicht, wo das Land überhaupt ist, ich musste erst mal nachgucken auf der Karte, wo das überhaupt ist, und ich wusste ganz ganz wenig. Das kam dann erst so nach und nach, dass man sich da so ein bisschen informiert hat, ein bisschen gelesen hat. Und wenn man da ist, dann interessiert einen das viel mehr, als wenn man hier in Deutschland sitzt. Es hat mich auch nie interessiert, muss ich auch sagen, es hat mich nie interessiert, was da vor sich geht in Afghanistan. Das war einfach so weit weg und überhaupt nicht real für mich. Und wenn man dann da aus dem Flugzeug aussteigt und den Fuß auf diesen Boden setzt, dann wird das so schlagartig, wie angeknipst, wird das real und dann fragt man sich natürlich: Wo bist du eigentlich hier. Dann dauert es noch 'ne ganze Weile, bis man sich fragt warum man eigentlich hier ist. Aber erst mal sagt man: Wo ist man denn jetzt eigentlich hier? Guckt so um sich und stellt fest: Es ist eigentlich wunderschön hier, rein landschaftlich und auch sehr nett.

Die Menschen haben sich wirklich so gefreut, dass wir da waren. In dieser ersten Nachkriegszeit waren wir wirklich so das Symbol: Der Krieg ist vorbei, und wir sind jetzt wieder frei, die Frauen können wieder arbeiten gehen, die Kinder können wieder in die Schule gehen, wir

müssen keine Angst mehr haben, wir können wieder Musik anmachen und Bücher lesen. Das war auch eines der ersten Dinge, was da wieder funktionierte im Hotel Interkonti in Kabul, die Buchhandlung. In der Stadt war ja fast alles zerstört, da war ja fast kein Gebäude, das noch ganz war, und da haben sie angefangen, vor den Gebäuden in der Straße ihre Stände wieder aufzubauen. Oder in den Erdgeschossen der Häuser, die man noch einigermaßen betreten konnte, in denen im ersten Stock alles zerstört war. Aber da standen in der Stadt schon andere Dinge im Vordergrund, da hat man eigentlich nur Lebensmittel und Kleidung gesehen und dann eben auch ganze Straßen, in denen Holz bearbeitet wurde in Schreinereien, oder auch Metall. Dort wurden dann Tore und Geländer gemacht und angemalt. Geschäftigkeit und Wiederaufbau, wir reparieren das jetzt alles wieder.

**DR** Wurde eure Hilfe von der Bevölkerung angenommen?

**HG** Die waren total begeistert. So wie zutraulich. Wir haben ja auch noch diesen Zweig CIMIC, zivil-militärische Zusammenarbeit, das sind eben die, die da Brunnen bauen, Schulen und Kindergärten und ich fand, das wurde vollkommen begeistert aufgenommen.

**DR** Kannst du dich an bestimmte Klänge und Geräusche erinnern?

**HG** Ganz hervorsteht ist der Ruf des Muezzin. Je nachdem, wo man sich befindet. Wo war das denn immer so deutlich, fast störend schon? Das war, glaube ich, in Kundus in dem Altenlager, weil das ziemlich nahe an der Stadt lag, und dann hört man das auch nachts. An diesen Moscheen haben die Lautsprecher angebracht, und die Mullahs rufen dann über die Lautsprecher zum Gebet. Allah [...] dieser Singsang. Das ist so ein typisches Geräusch, und dann noch Fahrradklingeln. In Kabul gibt es einen unglaublichen Verkehr, furchtbar viele Autos die immer hupen, ganz viele Fahrräder, die dann klingeln. Und dann gibt es diese kleinen überdachten Mopeds. Da gab es so einen Namen dafür, den hab ich vergessen. Die haben aber auch so ein ganz spezielles Motorengeräusch. Die werden auch als Taxi benutzt, um da irgendwo hin zu kommen. Busse oder so was gab es da nicht. Also alles mit dem Taxi oder eben diese kleinen Dinger. Ja und in der Stadt ist eben ein sehr hoher Lärmpegel durch das Ganze, was sich da vermischt. Die Autos und diese Mopeds und die



Fahrräder und dann immer wieder die Moscheen mit dem Ruf der Mullahs, Kinder zwischen durch und das Geschnatter von den Leuten, wenn sie einkaufen gehen und der Handel. Handeln und Verhandeln — also man kann da nicht einfach hingehen und sagen: Das möchte ich, was kostet das und bezahlen. Das geht nicht, bei gar nichts. Da verlieren beide ihr Gesicht, der Käufer und der Verkäufer, wenn man da einfach den verlangten Preis bezahlt. Dadurch hat der Verkäufer auch überhaupt keinen Spaß mehr an seiner Arbeit und fühlt sich nicht richtig respektiert.

**DR** Was war denn mit Landestypischer Musik?

**HG** Ich glaube, dass das ziemlich abgestorben war durch die ganzen Jahre, in denen das verboten war. Ich kann auch nicht sagen, dass die ständig Musik gehört hätten oder dass da stän-

dig Radios dudelten. Ich glaube, dass es einfach wie ausgestorben war durch die ganzen Jahre, in denen die das nicht durften. Das muss man sich mal vorstellen, dass die Jahre lang keine Musik haben durften. Nicht hören, nicht machen, nicht singen. Nichts. Das kann man sich kaum vorstellen.

Wurde denn in Bars keine Musik gespielt?

So oft sind wir auch nicht in die Stadt gekommen und abends schon gar nicht zu der Zeit, in der man ausgeht. Also man hat gar nicht so die Chance da einzutauchen, und wenn, dann sind das ganz seltene Gelegenheiten.

Die waren auch immer verboten, aber natürlich findet das trotzdem statt.

So wie ich einmal bei der Fahrt mit den Italienern unsere Leute verlassen habe, um zu den Frauen ins Haus zu gehen. Da taucht man kurz in diese Welt ein, aber da war keine Musik. Da

**DR** nur dieses Haus, völlig karg eingerichtet, nur Matratzen an den Wänden und sonst keine **HG** bel und ganz viele Frauen, die dann ihre Kinder brachten und vorzeigten. Sie brachten dann auch ein Tablett mit Tee, aber es gab da keine Musik.

Also hattest du nicht das Gefühl dass die Kultur des Landes zum Tragen kam?

Die Leute waren noch mit Überleben beschäftigt, das hat man auch an den Häusern gesehen und gerade an diesem Haus. Später habe ich noch ein Haus einer Familie betreten. Daran sieht man schon, es gab ganz seltene Gelegenheiten. Das waren Häuser auf dem Land, Lehmhäuser, die gehöftet waren und von einer Mauer umgeben waren, mit einem Innenhof mit Gebäuden, die sich von diesem wieder an eine Lehm-mauer anschmiegen und praktisch Menschen und Tiere unter einem Dach zusammenfasste. Die **DR** waren dann im Innenhof, hatten zwar einen Stall, aber direkt neben der Wohnung der Familie. Also wirklich wie unter einem Dach. Da war **HG** auch kein Strom und keine Kanalisation, und das Wasser musste vom Brunnen geholt werden und dann diese Gasflaschen mit Kochaufsatz, wo dann ein Topf daraufgestellt wurde. Da haben die dann gekocht. Also gar nichts mit Badezimmer oder Dusche, überhaupt kein fließendes Wasser.

Aber wir hatten einen Halt, und wir durften aussteigen und ich wurde angesprochen von Einheimischen, dass irgendein Arbeiter sich am Kopf verletzt hätte und ob ich gucken kann. Das hab' ich dann natürlich gemacht, und so kommt man dann doch ins Gespräch und die haben uns dann zum Dank durch ein Mausoleum, in einer Moschee, die da stand, geführt. Was eine große Ehre war, da wir ja ungläubig sind und ich auch noch eine Frau und ja nie so ein Ding betreten dürfte, aber das durfte ich dann und ich hatte zwar so einen Hut auf, aber es stand gar nicht zur Debatte ob ich da jetzt irgendwie Schuhe ausziehen müsste, Kopftuch aufsetzen müsste, sondern ich wurde genauso akzeptiert wie ich war und in dieser Eigenschaft als Ärztin, die einem von ihnen jetzt geholfen hatte; und ich hatte dann gesagt: »Das ist aber schön und was ist das« und, dann bekam ich das erklärt. Der und Der ist da begraben und ob ich es sehen wollte, und da hab ich gesagt: Ja natürlich! Da erkannte dann auch unser Patrouillienführer, dass das schon eine ganz besondere Situation ist und auch eine große Ehre und dass wir jetzt nicht



einfach sagen dürfen: Nee, das geht jetzt nicht, und wir fahren weiter. Dann durfte ich das alles betrachten. Aber das sind ganz wenige und seltene Kontakte.

Kannst du vielleicht schildern, ob sich der Begriff Kameradschaft dort noch mal für dich verändert hat und was dieser Begriff für dich bedeutet?

Also Kameradschaft ist ja auch so ein Schlagwort bei der Bundeswehr. Das ist etwas, was uns dort als erstrebenswert dargestellt wird, als etwas Positives. Ihr sollt gute Kameradschaft haben, und wir helfen uns untereinander, und für Kameraden tut man alles, das wird auch in Deutschland propagiert, aber das fühlt sich in Deutschland ganz anders an als dort. Aber dann in diesem Einsatz ist das nochmal was ganz anderes und sehr viel engeres. Und es hat überhaupt nichts zu tun mit Sympathie. Z.B. so wie ich mich hier in Deutschland mit Menschen **D|R**eunde die ich gerne mag; natürlich ist das dort auch der Fall, Menschen die ich gerne mag mit denen verbringe ich mehr Zeit.

Aber dort entwickelt sich auch Kameradschaft, **H|G** sehr tief geht und für die man auch bereit ist, sehr viel zu tun und zu riskieren mit Menschen, die ich in Deutschland — und das sage ich jetzt ganz drastisch — mit dem Arsch nicht angucken würde. Menschen, mit denen ich in Deutschland überhaupt nichts zu tun haben würde, weil ich denke, die sind ganz einfach; nicht, weil ich denke die haben nicht studiert oder haben kein Niveau; sondern weil ich einfach denke, das sind keine anständige Menschen, das sind einfach keine guten Menschen. Die drangsalieren ihre Untergebenen und behandeln die ohne Respekt, die behandeln andere Menschen respektlos und dennoch rauft man sich zusammen und ist bereit, sogar das Übelste aller Verhalten, die man sich vorstellen kann, Respektlosigkeit und Verachtung für seine Mitmenschen, zu tolerieren und zu akzeptieren, weil es ein Kamerad ist. Und auch für ihn das eigene Leben zu riskieren, auch für diesen. Also so tief geht das, und es ist sehr, sehr schwer zu erklären, woher das kommt und das werde ich ja immer gefragt. Deshalb hab' ich das jetzt so drastisch beschrieben was für ein tiefes Gefühl das ist, dass man sogar so etwas überwindet und Das ist etwas was man in Deutschland für Niemanden empfindet.

Ist das dann die gemeinsame Situation, die

das hervorruft?

Es muss wohl. Ich bin noch nicht dahinter gekommen. Ich kann nur sagen, aus eigenem Erleben, dass ich in Faizabad mit einem Menschen zusammen war, mit dem ich größte Probleme hatte. Den konnte ich einfach nicht leiden, und in Deutschland hätte ich mich nie mit ihm angefreundet, weil ich schlechte Charaktereigenschaften an ihm bemerkte.

Das geht über den Begriff der Zweckgemeinschaft ja weit hinaus.

Ja, man wird da zwangsläufig zusammengewürfelt, man kann sich nicht aussuchen, mit **D|R** man da hingehst und trifft dort auf lauter Fremde und sortiert sich da dann so zurecht. Man stellt dann nach einer Weile oder erst hin- **H|G** er fest, wie sehr man da zusammengewachsen ist einfach, weil niemand da war.

Was hältst du vom Krieg, was glaubst du, was noch kommen kann und was kommen müsste?

(lange Pause) Ja, also ich meine, natürlich will keiner Krieg. Das ist ja klar. Und natürlich **D|R** man nicht, dass noch mehr Menschen sterben, egal, vollkommen egal, auf welcher Seite. Die haben alle Mütter und Frauen, auch die **H|G** Da heulen sich die Mütter ja auch die Augen aus dem Kopf, wenn ihre Söhne oder Männer tot sind. Das kann doch für niemanden die erste Wahl sein, das glaube ich einfach nicht. Nur, dass ich glaube, dass es nicht aufhört, wenn wir da jetzt rausgehen und dass ich mich auch total verarscht fühlen würde, wenn die da jetzt rausgehen. Was haben wir denn die ganze Zeit **D|R**n da gemacht? Wofür sind wir denn dann gestorben?

Also ich denke so wie das im Moment abläuft, so **H|G**men wir auch nicht weiter.

Man muss sich anfreunden, und wenn man mal zurückdenkt an unsere Zeit in Afghanistan, wo es noch keine Anschläge gab, da haben wir uns nicht aufgeführt, wie'ne Besatzungsarmee, sondern wie eine Beschützerarmee, und sind auch anders aufgetreten, und da ist uns nichts passiert, wir hatten ganz klare Anweisung, es nicht zur Eskalation kommen zu lassen.

Auch wenn's einem gegen den Stolz geht, da lass' dich lieber mal beschimpfen, oder mal'nen Stein

an den Kopf werfen lassen, lieber lächeln und winken, an der Wache stand das Schild *wave and smile*.

Nichts Anderes wurde toleriert, und auch bei Ramadan nichts essen, rauchen oder trinken, sodass es einer sehen konnte, das war streng verboten. Mit Respekt wollten wir anderen begegnen. Auch in der Religion.

Da gehen ganz viele Unschuldige drauf, die gar nichts getan haben. Und wenn man das ganze Geld, das wir in die Luft blasen, nehmen würde, um das Land zu stabilisieren und nicht nur einen Brunnen hier und eine Schule da, das reißt kein Land aus dem Dreck. Die ganze zivil-militärische Zusammenarbeit halte ich für ein sehr demonstratives Projekt und sehr wenig effektiv. Wenn man das mal in großem Stil machen würde, die Menschen werden da ja gestärkt, würden die Menschen vielleicht auch mal sagen: So will ich mein Land haben. Krieg will doch keiner, nur hier ist es so schwierig, zu verhandeln und Friedensgespräche zu führen, weil man ja nicht weiß mit wem und über was, es geht ja nicht um Land.

Man kann nicht wirklich sagen, wir gehen jetzt nach Hause, und versetzen das Land wieder ins Mittelalter zurück.

Das wäre ja nur der Anfang. Ich finde es ganz schwierig, und weiß nicht, ob es jemals gelöst werden kann, ich persönlich glaube, dass es für lange Zeit immer so weitergehen wird, ohne dass man wirklich versteht warum, und dass viele deutsche junge Männer sich weigern werden, zur Bundeswehr zu gehen, weil sie dafür das Land verlassen müssen, ähnlich wie in Amerika.

Fühlst du dich gewürdigt? Fühlst du dich von der Gesellschaft gewürdigt?

Das ist eins unserer größten Probleme, dass wir zurück kommen, und es ist eben nicht so. Deswegen fühlen wir uns schlecht. Posttraumatische Probleme entwickeln sich nur aufgrund dieser Situation. Man kommt aus dem Einsatz und fühlt sich schlecht, weil es denen dort so schlecht geht, und weil man so lange nicht mehr an die Familie gedacht hat, und ein anderer Grund ist, dass das hier keiner denkt, und man erwartet, weil man was für sein Land getan hat, dass man respektiert werden. Die schubsen einen quasi rum, und wenn man Anerkennung finden würde, würde man sich besser fühlen, und es würde vielleicht gar nicht zu so

**D**er im Syndrom kommen. Das trägt dazu bei, dass eine Heilung gar nicht wirklich möglich ist. Man kommt also nicht mehr in die alte Welt **H**ick, und viele Soldaten helfen sich damit, dass sie wieder in den nächsten Einsatz gehen, und viele wollen gar nicht mehr nach Deutschland zurück.

Viele gehen auch aus der Bundeswehr raus, und zum Malteserhilfsdienst, und dann wieder nach Kabul zurück. Hat seine Frau dann dorthin mitgenommen, ein Kind bekommen dort, und es dort großgezogen. Das hab ich über ein Forum im Internet erfahren. Viele sind dann auch unauffällig und gesund, wenn sie im Einsatz sind, und krank, wenn sie in Deutschland sind. Deswegen bewerben sie sich auch immer wieder. Das beobachte ich immer wieder, ich habe noch keinen Fall gesehen, der aufgrund der abgelaufenen Zeit die Einsätze beenden musste. Aber viele stabilisieren sich dadurch, da geht es ihnen gut, keine Verantwortung, das Leben ist einfach, Kameradschaft ist cool, Adrenalin macht süchtig, ein schönes Land.

Wenn man das weiterdenkt, kommt man wieder zu den Amerikanern, die ihren Soldaten dann Heroin eingeflogen haben, was ich nicht wusste, aber es macht mir total viel Sinn.

# Heike Groos interviewé par DIE REDNER

29 septembre 2009

*Issu de RESPONSE.UN.ABILITY*

Dans l'ensemble, nous savions aussi ce qui s'était passé, non ? Que le terroriste, lors de l'attentat-suicide, a percuté le bus dans ce taxi jaune, avec une demie tonne d'explosifs à bord, afin de faire exploser le bus et le taxi, donc... Et lui a vraiment explosé en mille morceaux.

Et nos camarades, assis dans ce bus, étaient sur le chemin du retour chez eux. Ils avaient achevé leur déploiement de six mois et étaient sur le chemin pour l'aéroport de Kaboul, pour rentrer en Allemagne. Sur les 20, ils ont tous été blessés. Aucun n'en sortit indemne. La plupart ont été projetés hors du bus. Comme je l'ai déjà dit, il n'y avait plus de vitre dans le bus, rien du tout. L'explosion doit donc avoir été dévastatrice.

Bon, mais nous devions tout de même au moins avoir un aperçu grossier. Alors j'ai pris un feutre et j'ai simplement inscrit un numéro quelque part, sur leur peau, afin de pouvoir dire, plus tard, en rencontrant l'un d'entre eux : « Ah, celui-là, je l'ai déjà vu, je l'ai déjà compté ».

Et comme ça, après 50 minutes, tous les blessés étaient partis, et d'un coup, tout le bruit aussi avait disparu, et toutes les voitures aussi, tous les bruits de moteurs et, euh, il n'y avait plus que les morts, ma collègue et moi. Parce qu'on avait dit qu'on ne pouvait pas simplement les laisser là comme ça.

Et alors, c'était très, très calme.

Oui, et nous avons donc allongé les trois l'un à côté de l'autre, sur le trottoir et, ... donc, on les a allongés comme ça et remis en ordre un peu les affaires, les vêtements, hein... et on les a recouverts... et... oui, et là, nous avons regardé leurs insignes d'identification dans la main. Et là, d'un coup, nous ne savions plus quoi faire. Qu'est-ce qu'on fait de ça en fait, hein ? Et nous ne pouvions pas du tout nous en rendre compte, mais il fallait bien les donner à quelqu'un, non ? Voilà, et alors, le général est arrivé. C'est le grand, grand patron, il doit bien savoir quoi en faire. Alors je les lui donne.

Et de plus, il doit bien aller voir, non ? Je voulais qu'il soit dans la même galère, oui ? Tu dois bien voir comment c'est, oui ? Et alors je les lui ai données. Oui, et alors, comme on dit chez nous, son visage a perdu toute couleur.

Et c'est alors qu'on a rencontré ce garçon qui refusait de se calmer. Et il disait : « Je ne peux pas me reposer, je ne peux pas me reposer. Il faut bien que je cherche mon ami. » Il répétait sans cesse son nom. « Il faut que je le cherche de toute façon ».

« *Qui est-ce que tu cherches ?* » Alors il disait encore le nom, et nous avons repensé aux insignes d'identification en pensant : « *Et merde* ».

Qu'est-ce qu'on dit dans ces cas-là ?

Et alors, il ne nous est rien venu d'autre à l'esprit que de lui dire :

« *Tu n'as plus besoin de chercher* »

Et il a compris.

**D R** Pourquoi es-tu allée en Afghanistan ?

**H G** Outre le fait que ça fait partie du boulot et toutes ces choses, j'étais simplement curieuse. Une sorte d'envie d'aventure ; et en fait, je suis toujours curieuse de tout ce qui est nouveau et différent, et j'aime toujours tout regarder et essayer. Comme je l'ai dit, tout à fait indépendamment de toutes les nécessités et contraintes économiques, financières et autres.

La Bundeswehr est un employeur tout à fait sûr et ces dernières années, cela n'a jamais été dangereux ou risqué, et je ne le percevais pas ainsi non plus. Puis on propose l'Afghanistan et j'ai donc pensé : ben oui, évidemment.

Mais j'avais une toute autre idée de ce qui allait arriver après. C'était comme ça : un autre pays, une autre culture. Tu n'irais jamais là-bas en vacances, et donc j'y suis simplement allée comme ça.

**D R** Avais-tu une idée de ce qui pouvait t'attendre sur place ?

**H G** Non, pas du tout, j'y suis allée très naïvement. Simplement comme ça : juste pour voir. Je ne savais même pas où se trouvait ce pays, j'ai d'abord dû regarder sur une carte où c'était, et je ne savais quasiment rien. C'est venu seulement peu à peu, quand on s'informe un peu, qu'on a un peu lu, et quand on y est, on s'y intéresse bien plus que quand on est en Allemagne.

Cela ne m'a jamais intéressée, je dois l'avouer, ça ne m'a jamais intéressée, ce qui se passait en Afghanistan. C'était simplement si loin et pas du tout réel pour moi. Et lorsqu'on descend de l'avion et qu'on pose le pied sur cette terre, c'est alors si soudain, ça devient réel et on se demande alors naturellement où est-ce qu'on est. Puis ça dure encore un certain temps jusqu'à ce qu'on se demande pourquoi on est ici en fait. Mais tout d'abord, on dit : où est-ce qu'on est en fait ? On regarde autour de soi et on constate : en fait, c'est très joli ici, du point de vue des paysages. Et très sympa aussi.

Les gens se sont vraiment réjouis de notre arrivée. Durant cette première période d'après-guerre, nous étions vraiment un symbole : la guerre est finie et nous sommes de nouveau libres, les femmes peuvent retourner au travail, les enfants à l'école, nous ne devons plus avoir peur, nous pouvons de nouveau écouter de la musique et lire des livres. C'était l'une des premières choses à fonctionner de nouveau à l'hôtel Interkonti à Kaboul : la librairie. Dans la ville,

presque tout était détruit, presque aucun bâtiment n'était encore entier et ils ont commencé à reconstruire leurs stands devant les immeubles, dans la rue. Ou alors, si l'on pouvait encore plus ou moins entrer au rez-de-chaussée des maisons, à l'étage, tout était détruit. Mais d'autres choses étaient prioritaires dans la ville ; on n'y a en fait vu que des produits alimentaires et des vêtements, puis aussi des rues entières où le bois était travaillé en menuiserie, ou encore du métal. Des portails et des balustrades y étaient construits et peints. Affairement et reconstruction, nous allons maintenant tout réparer.

**D R** Votre aide a-t-elle été acceptée par la population ?

**H G** Ils étaient très enthousiastes. Et confiants aussi. Nous avons aussi cette filière CIMIC, coopération civil-militaire, c'est justement eux qui construisent des puits, des écoles et des maternelles, et j'ai trouvé que ceci était accueilli avec un grand enthousiasme.

**D R** Te rappelles-tu de sons ou bruits particuliers ?

**H G** En tout premier, il y a l'appel du Muezzin. Celui-ci dépend de là où on se trouve. Où est-ce que c'était déjà, si clair, presque dérangeant ? Je crois que c'était à Koundouz, dans l'ancien entrepôt, parce qu'il était relativement proche de la ville, ce qui fait qu'on l'entendait aussi la nuit. Des haut-parleurs ont été installés sur ces mosquées et les mullahs appellent à la prière via ces haut-parleurs. Allah [...], cette mélodie. C'est un bruit si typique, et aussi les sonnettes de vélo. Il règne à Kaboul une circulation incroyable, un nombre effrayant de voitures qui klaxonnent constamment, énormément de vélos avec leur sonnette, et aussi ces petites mobylettes couvertes. Il y avait un nom pour ça, mais j'ai oublié. Mais elles avaient aussi un bruit de moteur particulier. Elles sont aussi utilisées comme taxi pour aller d'un point à l'autre. Il n'y avait alors pas de bus ou autres du même genre, alors on faisait tout en taxi ou avec ces petites mobylettes. Oui, et dans la ville, le niveau sonore est très élevé en raison de tout ce bruit qui se mélange. Les voitures et ces mobylettes, et les vélos, et encore les mosquées avec l'appel des mullahs, des enfants de temps en temps et les disputes des gens lorsqu'ils font leurs courses et le marchandage. Le commerce et la négociation, on ne peut donc pas simplement y aller et dire : je voudrais ça, combien ça coûte, et payer. Ça ne va pas

du tout. Si l'on fait ça, aussi bien le marchand que le client perdrait la face, si l'on payait simplement le prix demandé. En faisant cela, le marchand perd tout le plaisir de son travail et ne se sent pas vraiment respecté.

**DR** Et qu'en est-il de la musique locale ?

**HG** Je crois qu'elle avait disparu à cause des longues années où elle était interdite.

Je pourrais pas non plus dire qu'ils aient écouté de la musique constamment ou que l'on entendait systématiquement des radios. Je crois que la musique a simplement disparu des habitudes durant les années où elle était interdite. Il faut imaginer ça, qu'ils n'avaient pas le droit d'écouter de la musique pendant des années.

Ni en écouter, ni en jouer, ni en chanter. Rien. On peut à peine se l'imaginer.

N'y avait-il donc pas de musique dans les bars ?

Nous ne sommes pas sortis si souvent que ça en ville et le soir, jamais aux heures de sortie habituelles. Nous n'avons donc pas eu l'occasion de nous plonger dans la culture locale, ou en de très rares occasions qui étaient toujours interdites, mais qui avaient naturellement quand même lieu. Comme une fois, lors du voyage avec les

Italiens, où j'ai quitté nos gens pour aller chez les femmes dans la maison. C'est là que l'on plonge dans leur monde, mais il n'y avait pas de **DR**ique. Il n'y avait que cette maison, aménagée très pauvrement, juste des matelas aux murs et sinon, aucun meuble, mais beaucoup de femmes **HG**apportaient et présentaient leurs enfants. Elles apportaient ensuite aussi un plateau avec du thé, mais il n'y avait pas de musique.

Tu n'avais donc pas l'impression que la culture du pays se ressentait ?

Les gens étaient encore occupés à survivre, ce qu'on a bien vu aux maisons, et en particulier cette maison-là. Par la suite, je suis encore entrée dans la maison d'une famille, et on voit bien par là que les occasions sont rares. C'étaient des maisons à la campagne, des maisons en torchis, couvertes de chaumes et entourées d'un mur, avec une cour intérieure et des bâtiments qui s'adossaient à un autre mur en torchis et dans lesquels Hommes et animaux cohabitaient sous le même toit. Les animaux étaient donc **DR**s la cour intérieure. Ils avaient certes une grange, mais située directement à côté du logement de la famille. Donc vraiment comme sous le **HG**he toit. Il n'y avait pas non plus d'électricité ni de canalisations, et l'eau devait être puisée aux puits, puis il y avait aussi ces bouteilles de gaz avec un réchaud, sur lequel une marmite était alors installée. Ils cuisinaient ensuite ici. Il n'y avait rien de semblable à une salle de bains ou une douche, absolument aucune eau courante.

Mais nous nous sommes arrêtés et nous avons le droit de descendre du véhicule. J'ai été appelée par des autochtones qui m'ont dit qu'un travailleur s'était blessé à la tête, et ils m'ont demandé si je pouvais aller le voir. Je l'ai fait, naturellement, et c'est comme cela qu'on engage la conversation, et ils nous ont conduits, en guise de remerciement, à un mausolée dans une mosquée. C'était un grand honneur puisque nous sommes non croyants et qu'en plus, je suis une femme et par conséquent non autorisée normalement à entrer dans un tel bâtiment, mais j'y étais alors autorisée et j'avais certes un chapeau, mais il n'y eut même pas de discussion pour savoir si je devais ôter mes chaussures ou me voiler, mais au contraire, j'ai été acceptée en ma qualité de médecin venant d'aider l'un des leurs ; et j'ai donc dit : « *qu'est-ce que c'est beau ! Qu'est-ce que c'est ?* » et on me l'a expliqué. Lui et lui sont enterrés ici, et on m'a demandée si je voulais voir, et j'ai dit : oui, bien sûr ! Alors même le chef de patrouille a reconnu qu'il s'agissait là d'une situation particulière et d'un grand honneur, et que nous ne pouvions pas dire simplement : non, ce n'est pas possible, et repartir. Alors j'ai pu tout admirer. Mais ce ne sont là que quelques rares contacts.

Peux-tu nous dire si le concept de camaraderie s'est modifié pour toi là-bas et ce que ce terme signifie pour toi ?

Eh bien, la camaraderie est aussi un mot-clé à la Bundeswehr. C'est quelque chose qu'on



nous décrit comme hautement désirable, quelque chose de très positif. Vous devez vivre en bonne camaraderie et on s'entraide et on ferait tout pour un camarade ; c'est aussi très prôné en Allemagne, mais ça prend un tout autre sens sur le terrain. Mais alors, dans cette opération, tout est bien différent et bien plus proche. Et ça n'a absolument rien à voir avec de la sympathie. Par exemple, en Allemagne, les gens que j'aimais bien, je m'en faisais des amis ; c'était toujours le cas là-bas bien sûr, je passais plus de **D.R.**ps avec les gens que j'aimais bien.

Mais là-bas se développe aussi une camaraderie très profonde et pour laquelle on est prêt à faire **H.G.**coup et à risquer gros pour des gens auxquels, en Allemagne, je n'aurai même pas adressé la parole, et je pèse mes mots. Des gens avec qui je n'aurais absolument rien à voir en Allemagne parce que je pense qu'ils sont trop simples ; pas parce que je pense qu'ils n'ont pas fait d'études ou qu'ils n'ont pas de niveau, mais parce que je pense simplement qu'ils ne sont pas des gens convenables, que ce ne sont pas des gens biens. Ceux qui oppriment leurs subalternes et les traitent sans respect, qui traitent les autres sans respect, et pourtant, on se serre les coudes et on est prêt à tolérer et accepter le pire des comportements imaginables, le manque de respect et le mépris pour leurs semblables parce que c'est un camarade, et on est prêt à risquer sa propre vie pour lui, même pour lui. Ce sentiment de camaraderie est aussi profond que cela et il est extrêmement difficile de dire d'où cela vient, et on me pose souvent cette question.

C'est pourquoi j'ai exprimé de façon aussi drastique quel profond sentiment c'est là, que l'on surmonte même quelque chose comme cela, et c'est quelque chose qu'on ne ressent pour personne en Allemagne.

Est-ce que c'est la situation générale qui provoque ce sentiment ?

Ça doit être ça. Je n'ai pas encore percé ce secret. Je peux seulement dire, de par mon expérience personnelle, qu'à Faizabad, j'étais avec un homme avec qui j'avais les plus grands problèmes qui soient. Je ne pouvais simplement pas le supporter et en Allemagne, nous ne serions jamais devenus amis, parce que je pouvais remarquer chez lui de mauvais traits de caractère.

Cela va bien au-delà de la cohabitation forcée.

Oui, on est mélangés au hasard par la force des choses, on ne peut pas choisir avec qui l'on **D.R.** on rencontre pleins d'étrangers et on s'en accommode. On se rend compte au bout d'un certain temps, voire ultérieurement, comment **H.G.**s nous sommes soudés, simplement parce que personne n'était là.

Que penses-tu de la guerre, qu'est-ce que tu penses peut encore arriver et devrait être entrepris ?

(longue pause) Oui, enfin je veux dire, évidemment, personne ne veut la guerre. C'est évident, et naturellement, on ne veut pas qu'encore **D.R.**, et naturellement, on ne veut pas qu'encore d'autres personnes meurent, peu importe, qu'importe vraiment de quel côté, ils ont tous des **H.G.**es, des femmes, chez les Talibans aussi, les mères pleurent toutes les larmes de leur corps lorsque leur fils ou leur mari est mort. Cela ne peut être souhaité par personne et ce ne peut pas être la première option, je refuse simplement de le croire. Mais je crois que ça ne s'arrêtera pas si nous partons maintenant et que j'aurais l'impression de m'être faite avoir s'ils le font. **D.R.**avons-nous donc fait tout ce temps ? Pourquoi sommes-nous donc morts ?

Donc je pense que si ça continue comme ça, cela **H.G.**ancera à rien. On doit se lier d'amitié, et lorsqu'on repense à notre temps passé en Afghanistan, quand il n'y avait pas encore d'attentat, nous ne sommes pas conduits comme une armée d'occupation, mais comme une armée de protection, et notre attitude était différente, et rien ne nous est arrivé, nous avions des ordres simples, ne pas permettre une escalade de la violence. Même si cela blesse ton honneur, mieux vaut se laisser insulter ou recevoir une pierre, mieux vaut sourire et saluer de la main ; sur le poste de garde, on trouvait le panneau *wave and smile*.

Rien d'autre n'était toléré, et aussi, durant le ramadan, il était interdit de manger, boire ou fumer, si quelqu'un pouvait le voir ; nous voulions montrer du respect à autrui, y compris du respect pour sa religion.

Beaucoup d'innocents qui n'ont rien fait du tout en sont les victimes. Et si l'on prenait tout l'argent que nous dépensons en bombes pour stabiliser le pays, et non pas seulement pour construire un puits ici, une école là ; ça n'aide aucun pays à sortir de la misère. Tout ce programme de collaboration civil-militaire, je le



considère comme un projet très visible mais pas efficace. Si nous faisons les choses en grand, les Hommes seraient alors renforcés, ils diraient peut-être : c'est comme ça que je veux voir mon pays. Personne ne veut la guerre, seulement ici, il est difficile de négocier et de mener des discussions de paix, car on ne sait pas avec qui et sur quoi négocier ; ce n'est pas une question de terre. Nous ne pouvons pas vraiment juste dire que nous rentrons à la maison en laissant le pays comme s'il était au moyen-âge. Ce ne serait que le début. Je trouve cette situation très difficile et je ne sais pas du tout si elle pourra un jour être réglée. Personnellement, je pense que cela continuera pendant encore longtemps, sans que l'on comprenne vraiment pourquoi, et que bien des jeunes hommes allemands vont refuser de s'engager dans la Bundeswehr parce qu'ils devraient quitter leur pays. Il en va de même pour les Etats-Unis.

As-tu l'impression d'être honorée ? Penses-tu que la société t'honore ?

C'est un de nos plus grands problèmes, que nous revenons et que ce n'est justement pas le cas. C'est aussi pour cela que nous nous sentons mal. Des problèmes post-traumatiques se développent uniquement à cause de cette situation. On revient de mission et on se sent mal parce que cela va mal là-bas et parce qu'on a pas pensé à la famille pendant si longtemps, et une autre raison est qu'ici, personne n'y pense et on attend d'être respecté pour ce qu'on a fait pour son pays. Tout ça nous touche, et si nous trouvions un peu de reconnaissance, nous nous sentirions mieux, et un tel syndrome ne verrait même pas le jour. Cela participe au fait qu'on ne peut pas en **D** **R**rir. On ne revient donc jamais dans notre ancien univers, et bien des soldats choisissent de s'engager dans la mission suivante, et beaucoup **H** **G**eulent même pas rentrer en Allemagne.

Beaucoup quittent aussi la Bundeswehr et rejoignent le Malteser Hilfsdienst (ONG allemande) pour retourner à Kaboul. Certains ont pris femme sur place, conçu un enfant et l'éduquent là-bas. Je l'ai appris sur un forum de discussion sur Internet. Beaucoup sont aussi sains et n'ont aucun problème lorsqu'ils sont en mission, et tombent malade à leur retour en Allemagne. C'est pourquoi ils sont encore et toujours volontaires. Je n'ai encore jamais connu de cas devant arrêter de faire des missions parce qu'il avait fait son temps. Mais beaucoup se stabilisent par l'armée, ils vont bien, n'ont pas de responsabilité,

la vie est simple, la camaraderie est sympa, l'adrénaline rend accro, un beau pays.

Quand on y repense, on comprend les Etats-Unis qui ont approvisionné leurs soldats en héroïne, ce que je ne savais pas, mais que je comprends tout à fait.

# Über Heike Groos

**G**eboren 1960 in Gießen. Ihr medizinisches Examen war *nicht gerade das Beste*. Statt ihre Doktorarbeit zu beenden, bekam sie ihr zweites von insgesamt fünf Kindern. Um Geld für ihre Familie zu verdienen, nahm sie eine Stelle als Assistenzärztin für Anästhesie in einem Bundeswehrkrankenhaus an, die es ihr ermöglichte, vor der Arbeit die Kinder in die Tagesstätte zu bringen. Die Bundeswehr war in den zivilen Rettungsdienst integriert, von Auslandseinsätzen keine Rede. Ganz nebenbei, fast unbemerkt, wurde Heike Groos durch diese Tätigkeit Soldat, nicht etwa *Soldatin*, weibliche Funktionsbezeichnungen wurden bislang in der Bundeswehr nicht akzeptiert. Drei Väter und Ehemänner, Scheidungen, alleinerziehende Mutter und ökonomische Ernährerin — anstrengende Normalität. Dann Afghanistan.



*Ein schöner Tag zum Sterben* — mit diesem fatalistischen Motto machten sich Heike Groos und ihre in Afghanistan eingesetzten Bundeswehrkameraden oft gegenseitig Mut und stärkten halb ironisch, halb fröhlich die Moral der Truppe. Sie hatten es nötig, sich seelisch über Wasser zu halten, um nicht zu verzweifeln angesichts täglicher Gefahren, der durch Terroranschläge und Minenunfälle umgekommenen Kollegen, der schwierigen Umstände eines erzwungenen Lagerlebens, des Heimwehs nach der Familie, der trostlosen Verhältnisse der zu betreuenden Bevölkerung.

Zum ersten Mal ergreift eine Soldatin, die *dabei war*, öffentlich das Wort. Heike Groos musste sich dazu erst einmal innerlich selbst befreien von ihren eigenen Traumata, von den schrecklichen Erinnerungsbildern vor ihrem geistigen Auge, von Verfolgungsängsten und vielen deprimierenden

Folgen der Auslandseinsätze für ihr Privatleben. Sie musste nach Neuseeland auswandern, um Abstand zu gewinnen und einen erfüllenden neuen Lebensweg zu finden.

Heike Groos war in ihrem zweiten Einsatz am Hindukusch bereits Kompaniechefin und trug hohe Verantwortung für ihre Leute, Sanitäter, Fahrer, Techniker und andere Ärzte.

Deutschland hat ein vor der Öffentlichkeit offenbar weitgehend verborgenes Veteranenproblem. Die Depressionen, die teils lebenslange psychische Arbeitsunfähigkeit vieler noch junger Männer, ihre permanente Schlaflosigkeit, ihre familienzerstörende Gefühlskälte, ihre Absonderlichkeiten — zum Beispiel nur noch im Freien übernachten zu können — ihre Gewaltneigung, die tiefe Traurigkeit und Haltlosigkeit teils bis zum Selbstmord geht einher mit Sprachlosigkeit. Diese desillusionierten Soldaten verstummen einfach und erleichtern es ihrer Umwelt dadurch, sie als Fremdkörper in einer normierten Welt zu behandeln und sogar auszusondern. Sechs Monate Schonfrist unter psychologischer Betreuung, mit diesem Rezept müssen die seelischen Veteranen den Weg zurück in ein normales Leben finden. Es scheint so, als klappe dies oft nicht.

Heike Groos wirkt auch deshalb so überzeugend, weil ihre Kraft und Energie aus Normalität gewachsen ist, wie ihre biografischen Daten bezeugen.

FÜR DIE REDNER hat Heike Groos, Ihre Geschichte noch einmal erzählt und den wertvollen Anstoß für RESPONSE.UN.ABILITY gegeben.

---

Buchtip: Heike GROOS, EIN SCHÖNER TAG ZUM STERBEN. ALS BUNDESWEHR-ÄRZTIN IN AFGHANISTAN. Krüger Verlag 2009. *Quellenbezüge:* [www.suite101.de](http://www.suite101.de)

---



---

# RAF – Leben mit dem Terror in der BRD

## 1968

Die sich in die Fahrerkabine unseres klapprigen R4 schiebende Maschinepistole eines entschlossen dreinblickenden Polizisten werde ich nicht vergessen. *Verkehrskontrolle, Fahrzeugpapiere!* Es war in den Tagen des Deutschen Herbstes nicht das einzige Mal, das man mit derlei hochgerüsteten Überprüfungen zu rechnen hatte, wenn man alte Autos fuhr, deutlich unter dreißig war und auch noch längere Haare trug. Die bundesrepublikanische Gesellschaft war in jenen Tagen, die heute gern mit der Marke 1968 etikettiert werden, hoch politisiert und nicht weniger zerstritten. *Es gibt keinen richtigen Weg im Falschen*, lautete damals einer der Sponti-Sprüche der jungen Generation, die die Revolte gegen die Generation vor allen Dingen der Väter wagte und zunächst aus der studentischen Szene, dann aber schnell auf die gesamte Jugend- und Bravo-Szene übergreifend den Protest gegen den *Muff aus tausend Jahren* nicht nur hinter den universitären Talaren organisierte.

Die deutsche Gesellschaft hatte mit dem ideologischen Super-Gau des Nationalsozialismus, seiner fabrikmäßig organisierten Ermordung von Juden und anderen ausgesonderten Bevölkerungsgruppen und der anschließenden Niederschlagung durch die Völkergemeinschaft entbehrensreiche Nachkriegsjahre überstanden. Die noch junge Bundesrepublik

verdrängte erfolgreich die weiterhin stete Präsenz vieler ehemaliger NS-Täter und steckte alle Tatkraft in die Organisation des Wirtschaftswunders. Der Zuzug der nicht immer mit offenen Armen aufgenommen Vertriebenen des 2. Weltkriegs aus dem Osten, die Anwerbung von Millionen Gastarbeitern und nicht eben wenige Zonenflüchtlinge sorgten für massive Einschnitte in das Erscheinungsbild der unter demokratischen Spielregeln auftretenden Bundesrepublik, die freilich noch immer schwer an den verkommenen Moralvorstellungen des untergegangenen Dritten Reiches zu tragen hatte.

Der auch in der Bundesrepublik der 1960er Jahre ankommende technische Fortschritt von der fulminant sich steigernden Automobilisierung (*Käfer*), der in jedem Haushalt mit Fernseher, Waschmaschine, Kühlschrank und Spülmaschine Einzug haltende Quantensprung schuf enorme Freizeit- und Konsummöglichkeiten, einhergehend mit einer Arbeitszeitverkürzung (*Fünf-Tage-Woche*) bei gleichzeitiger Lohnsteigerung für die Mittel- und Unterschichten. Aufbruch hieß das Zauberwort, den Glauben an den konsequenten, ungebremsten technischen Fortschritt trug diese boomende bundesrepublikanische Gesellschaft wie ein Monstranz vor sich her, während gleichzeitig die Kirchen mit ihrem überkommenen Sittlichkeits- und Moralvorstellungen erste *Dellen* im Erscheinungsbild zu verzeichnen hatten.

Während man sich in den 1950er Jahren mit der These ruhig stellte, das deutsche Volk sei im Dritten Reich von Hitler und seiner verbrecherischen Clique in diese Diktatur wahlweise gezwungen oder verführt worden, sich Adenauer einen als Kommentator der Nürnberger Rassengesetze belasteten Chef des Bundeskanzleramtes Hans Globke leisten konnte und der durch seine Mitarbeit im Goebbelschen Reichs-Propagandaministerium hervorgetretene Kurt Georg Kiesinger Bundeskanzler einer Großen Koalition werden konnte, verschoben sich die Einstellungen zum Dritten Reich zunehmend in den 1960er Jahren. Gerade an den Universitäten wollten die jungen Studierenden wissen, was die Väter im Krieg gemacht hatten, wobei sie weniger den einzelnen Vater, sondern den Typus der gesamten Generation im Blick hatten. Nicht zuletzt der Frankfurter Auschwitzprozess und der Jerusalemer Eichmann-Prozess, im Fernsehen übertragen, sorgten 1962/63 dafür, dass die Exzesse der NS-Täter in den Einsatzgruppen nicht nur des Ostens in das Bewusstsein einer größeren Öffentlichkeit gerieten und die Fragen nach der Vergangenheit bohrender wurden.

Freilich ging es vielen Mitstreitern in der Diskussion damals in erster Linie darum, die Bundesrepublik als eine spätfaschistische Ausgründung zu überführen, deren demokratischer Neuanfang 1945 gänzlich verleugnet wurde. War die Auseinandersetzung um die nationalsozialistische Vergangenheit auch der Kristallisationspunkt für die sogenannten Studentenbewegung und die Gründung einer außerparlamentarischen Opposition (APO), so sind doch auch andere Wurzeln zu sehen. Zu nennen sind die Proteste der bis heute und aktuell wieder mit großem Zulauf aufwartenden Ostermarsch-Bewegung, die seit den 1950er Jahren ihren Widerstand gegen Atomwaffen und später verstärkt gegen Atomkraft formulierte.

Einen immer größeren Raum nahmen die antiamerikanischen Proteste gegen den Vietnam-Krieg ein, Sammelpunkt für ungestümen Jugendwiderstand. Innenpolitisch hart attackiert wurden die Notstandsgesetze, die

Durchsuchung der Büros des Nachrichtenmagazins DER SPIEGEL hatte viele demokratische Kräfte aufgeschreckt. Und nicht zuletzt kühlte sich die Studentengeneration ihr Mütchen beim Kampf um das allgemeinpolitische Mandat und eine demokratische Hochschulreform, schließlich wollte man selbst bestimmen, was mit den Immatrikulationsgeldern der Studierenden zu finanzieren war.

Der Anspruch der politisch erstarkenden studentischen Linken, durch politische Analyse die Gesellschaft grundlegend reformieren zu wollen, kulminierend in dem Satz »Macht kaputt, was Euch kaputt macht!«, wurde von den damaligen politischen Eliten zunächst nur mit einem verstärkten Einsatz des Machtmonopols des Staates, dann mit der Bildung einer großen Koalition beantwortet. Die enorme Schubkraft neformulierter Wertvorstellungen freilich war nicht aufzuhalten. Die antiautoritäre Welle stellte den gesamten Kanon des Bildungsbürgertums auf den Prüfstand, gab ihn nicht selten der Lächerlichkeit preis. Zum Leitspruch einer ganzen Generation wurde das locker dahingesagte *Trau keinem über dreißig*, wobei mancher Mittzwanziger damaliger Tage verkannte, dass er mit dieser Attitüde bald selbst unter Legitimationsdruck geraten würde. Nichts desto trotz propagierte man, medizinisch unterstützt durch die Entdeckung und rasante Verbreitung der Pille, die freie Liebe (*Wer zweimal mit der gleichen pennt, gehört schon zum Establishment*), sprach sich für das Zusammenleben in Kommunen, für Kinderläden und letztlich gegen jede Form der Erziehung aus. Stattdessen dominierten *flower power*, *Peace* und *Sex and Drugs and Rock'n'Roll* als neues Lebensgefühl einer jungen Generation, die sich zunehmend gegen amerikanisierten Konsum und die Indoktrinierung durch die BILD-ZEITUNG aussprach.

Ihren ersten, letztendlich auch traurigen Höhepunkt erreichte die Studentenbewegung 1967 mit den gewalttätigen Demonstrationen gegen den Besuchs des Schahs von Persien am 2. Juni 1967 in Berlin, bei dem es zu gewaltsamen Schlägereien zwischen den Schah-Gegnern und den uniformierten und vor allen Dingen berittenen Polizeikräften kam. Am Ende wurde der kaum beteiligte Student Benno Ohnesorg von einem Polizisten erschossen.

Ohnesorg wurde schnell zum Märtyrer einer sich um den APO-Führer Rudi Dutschke formierenden und zunehmend gewaltbereiten Studentenbewegung. Als auf dem Höhepunkt der Auseinandersetzung Rudi Dutschke selbst durch einen Passanten lebensgefährlich verletzt wurde, die Straßenschlachten auf mehrere Städte der Bundesrepublik übergriffen und in den Osterunruhen 1968 ihren traurigen Höhepunkt erreicht hatten, veränderte sich das Bild zunehmend. Der zunehmend blinde Aktionismus der APO ließ nicht wenige Gefolgsleute an den Zielen der Bewegung zweifeln. Viele entschieden sich für einen Marsch durch die Institutionen und die Hoffnung, an den Fleischtopfen des Staates für eine größere Demokratisierung der Gesellschaft sorgen zu können, andere stiegen schlichtweg enttäuscht aus.

Der harte Kern aber entschied sich für den Weg in den konspirativen Terrorismus. Die Geburtsstunde der RAF hatte geschlagen, die *Rote Armee Fraktion* sollte im nächsten Jahrzehnt die Bundesrepublik Deutschland und ihre politische Elite in Atem halten und bisweilen mit ihren Terroranschlägen, Entführungen traumatisieren. Die von der konservativen Presse mit der BILD-ZEITUNG als Speerspitze als *Baader-Meinhof-Bande* titulierte anarchische Gruppe sollte die Republik erschüttern, verändern konnte sie

diese am Ende jedoch nicht wirklich. Das Ziel, die Gefolgschaft breiter Bevölkerungsschichten, besonders die der Arbeiterschicht im Kampf gegen das Kapital zu erlangen, konnte letzten Endes nicht herbeigebombt werden.

Das bewusste Inkaufnehmen von unbeteiligten Bürgern als Mordopfer von Terroranschlägen immunisierte viele Bürgerinnen und Bürger der Bundesrepublik vor den Anliegen der Attentäter in ihrem Wunsch nach einem radikalen Umbau der Gesellschaft. Aus den spontanen Aktionen der Studentenbewegung von einst, den augenzwinkernd vorgetragenen Spaß-Provokationen von gestern, war inzwischen blutiger Ernst geworden. Im Untergrund, im konspirativen wurden Unterstützer gesucht und nicht eben Wenige waren bereit, nicht zuletzt im Misstrauen gegen den Staat, den Argumentationen der RAF zu folgen und den Weg mitzugehen. Nicht zuletzt die im Juni 1972 verhafteten führenden Köpfe der ersten Generation vermochten es mit Hilfe mancher Anwälte aus den Justizgefängnissen heraus, den Staat zu diskreditieren und mit vielen falschen Informationen in Verruf zu bringen.

In diesem Zusammenhang blieb auch die Bemerkung von Jean-Paul Sartre, Philosoph und Schriftsteller-Ikone aus Frankreich, über die in Stammheim Platz greifende *Isolationsfolter* nicht ohne mobilisierende Wirkung — Tage zuvor hatte schon sein nicht minder prominenter Schriftsteller-Kollege Jean Genet in einem Artikel in *LE MONDE* die Bundesrepublik als faschistisch und gewaltsam eingestuft. Gleichmaßen tobte eine erbitterte Kommentarschlacht um BUBACK — EIN NACHRUF in den vom AStA der Universität Göttingen herausgegebenen Göttinger Nachrichten, in dem der *Göttinger Mescalera* aus seiner *klammheimlichen Freude* über die Ermordung des Bundesanwalts Siegfried Buback 1977 keinen Hehl machte.

Die zweite Generation der RAF-Terroristen setzte alles daran, über Mord und Entführung ihre inhaftierten Gesinnungsgenossen freizupressen oder mit deren initiierten Hungerstreiks politisches Kapital zu schlagen. Den durch einen Hungerstreik ums Leben gekommenen Häftling Holger Meins rächten sie mit der Erschießung des Berliner Kammergerichts-Präsidenten von Drenckmann. Die RAF kannte selbst keine Grenzen mehr, um hinter dem Rechtsstaat den Faschismus auszumachen, ein Prozess, bei dem die RAF-Mitglieder selbst eine als faschistisch einzustufende Grausamkeit und Menschenverachtung an den Tag legten. Die Blutspur ermordeter Repräsentanten und deren *unschuldiger* Begleiter wurde länger und länger: Genannt seien hier nur der blutige Überfall auf die deutsche Botschaft in Stockholm oder die bereits erwähnte Ermordung Bubacks oder des Vorstandssprechers der Deutschen Bank, Jürgen Ponto (1977). Sie erreichte ihren Höhepunkt, als im Herbst 1977 der Präsident des Bundesverbandes der Deutschen Industrie, Hans Martin Schleyer, entführt und anschließend sogar ein Passagierflugzeug in der Luft gekapert wurde. Die damals amtierende Bundesregierung um Kanzler Helmut Schmidt und seinen vor Ort tätigen Berater, Staatsminister Wischniewski, ließ sich im Einvernehmen mit der damaligen Opposition vor derlei Taten nicht von ihrer Haltung abbringen, entschlossen und mit Härte auf jede Form von Erpressung und Terrorismus zu reagieren. Den erfolgreichen Abschluss der versuchten Flugzeugentführung durch die Anti-Terror-Spezialeinheit GSG 9, inzwischen Filmstoff geworden, quittierten die in Stammheim inhaftierten — Häftlinge Jan-Carl Raspe, Andreas Baader und Gudrun Ensslin mit einem kollektiven Selbstmord. Für die RAF war dies — bei aller wiederum erfolgenden Legendenbildung, ein herber Rückschlag.

Gebrandmarkt war die Bundesrepublik durch ein Klima der Angst, Denunziation, polarisiert durch eine bisweilen verunsicherte gesetzgebende Politik, die in ihrer Not die Aufgaben des Verfassungsschutzes, der Polizeien wie deren Kräfte erweiterte oder mit dem Kontaktsperregesetz oder der Änderung der Strafgerichtsordnung Bürgerrechte außer Kraft setzte. Wer sich widersetzen wollte oder lediglich nur seine Bedenken, seine Unzufriedenheit äußerte, wurde schnell als *Sympathisant der RAF* verdächtigt und ausgegrenzt. Der damalige CDU-Generalsekretär Heiner Geißler, heute ein gefragter Schlichter und Menschenrechtsvertefchter, bezichtigte damals gar führende FDP- und SPD-Politiker wie den damaligen Präsidenten des Bundeskriminalamtes, Horst Herold, des Sympathisantentums, wie es vorher schon Franz Josef Strauß in seiner Sonthofener Gemeinrede getan hatte.

Als Literaturnobelpreisträger Heinrich Böll 1972 vermitteln wollte und *freies Geleit für Ulrike Meinhof* forderte, wurde er von der BILD-ZEITUNG und anderen Medien übelst verleumdet. Seine literarische Antwort war der anschließend von Volker Schlöndorff verfilmte, in dreißig Sprachen übersetzte Erfolgsroman DIE VERLORENE EHRE DER KATHARINA BLUM, der ebenfalls Anlass für heftige Attacken des späteren Bundespräsidenten Karl Carstens aus der CDU-Bundestagsfraktion sorgte. Misstrauen gegen den Staat prägte das Klima, der sich ungelent durch Aktionen wie Berufsverbote gegen Lokomotivführer vor Linksextremisten in den eigenen Reihen zu schützen versuchte. Massenkontrollen an Straßen und Autobahnen hinterließen ein Klima der Angst, schürten die Polarisierung in einer Bundesrepublik, die nicht mehr zur Ruhe kam und in ihrer Panik fern jeglicher Hoffnung auf gesellschaftlichen Konsens war. Auch die Terroristen der Dritten Generation, Wolfgang Grams und Birgit Hogefeld wären federführend zu nennen, hinterließen eine grausige Spur der Gewalt, die vom Diplomaten im Auswärtigen Amt, Gerold von Braunmühl, bis hin zum Chef der Deutschen Bank, Alfred Herrhausen, reichte. Darüber gab es weitere, zum Teil bis heute nicht aufgeklärte Morde wie den am Präsidenten der Treuhandanstalt, Detlev Karsten Rohwedder (1991). Unter dem Eindruck dieser Taten nahm der Rückhalt selbst in kleineren sympathisierenden Teilen der Bevölkerung stetig ab.

Es sollte noch ein weiteres Jahrzehnt dauern, bis die *Rote Armee Fraktion* Geschichte wurde: Am 20. April 1998 ging bei der Nachrichtenagentur Reuters in Köln ein achtseitiges, als authentisch eingestuftes Schreiben ein, in dem die RAF ihre Selbstauflösung verkündete. Bis dahin zeichnete die RAF verantwortlich für 34 Morde, zahlreiche Banküberfälle und Sprengstoffattentate.